

**ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR  
UND ESSAYISTIK** AUSGABE-SIEBEN-2012

ISSN: 2194-1505



**DAS PRINZIP DER SPARSAMSTENERKLÄRUNG  
ODER: ONTOUR**

A row of several small, dark birds perched on a thin wire that runs horizontally across the lower part of the image. At the far right end of the wire, a small, black, rectangular box is suspended, resembling a piece of equipment or a small cabin.



„Is that jacket Margiela?“

E.K.

„Warum bin ich abends nie so müde wie morgens?“

F.B.

„Tauben sind Teil jener Ereignisse, die Beziehungen und Sternenreisen zum Ursprung haben.“

P.P.

„Der Literaturgötze sagt: *Methadon und andere Gemeinheiten*; ein Projekt, das ich liebend gern begraben hätte - nur, die Nachwirkungen, sie sind zu stark.“

M.M.



# Inhalt

SEITE 4

---

KRISTER SCHUCHARDT // <i>Ein Handlungsreisender</i> .....	SEITE 5
MARA PROKOP // <i>Sprache finden</i> .....	SEITE 9
PHILIP PFALLER // <i>5 und 6</i> .....	SEITE 14
SEBASTIAN WITEK // <i>Die Arbeit am ist die Liebe zum Produkt</i> .....	SEITE 16
INGA OBERBEIL // <i>Blasen</i> .....	SEITE 25
FELIX J. FUCHS // <i>Lebens Werk</i> .....	SEITE 32
JACOB VERVILLE // <i>On Suffering (Essay)</i> .....	SEITE 38
FABIAN BERANOVSKY // <i>Das Bekenntnis</i> .....	SEITE 45
VEIT SCHMOLL // <i>Ein klarer Moment</i> .....	SEITE 51
JOVANA REISINGER // <i>Untitled</i> .....	SEITE 53
MARCUS BENJAMIN// <i>Lebensläufe</i> .....	SEITE 62
<b>IMPRESSUM</b> .....	SEITE 75



# Ein Handlungsreisender

---

SEITE 5

Krister Schuchardt, München

Ich sitze breit und unbewegt.

Ich muss durchsichtig schreiben, kühl und starrsinnig, über eine Eishöhle mit nichts und einem Loch, das ein erfrierender Sommer rechtzeitig in den Boden gedehnt hatte, an dessen Rand ich mich tagelang hob und dort kauern Schuppenträger aus einem Klotz schwarzen Meers mit einer Angel zerrte: die Rute aus schneeweißem Bambusrohr, die Schnur aus Meerjungfrauenhaar, die Rolle ein Geschenk Ariadnes, der eiserne Griff eines alternden Königs und das bisschen Verstand zwischen meinen Ohren ebenfalls von einem alternden König, der viel Land besaß doch keine Töchter: sie zitterten, zupften, ratterten, schaukelten und verschätzten sich.

Die Mannschaft hatte das Abwettern versäumt, erwiderte, als uns Meer und

Unwetter das Meer und seine Bewohner durch die Segel schossen, das Feuer mit Stoßgebeten. Die Taue der Takelage flatterten im Wind und peitschten mir ins Gesicht und im grell-heißen Licht sah ich einen fröhlich gekrümmten Tintenfisch. Der Blitz schlug ein, dann flog die Rah davon. Um meinen Fuß gewunden lag ein Tau und tief in den Gesichtern der Mannschaft kindisches Gottvertrauen. Ich überlegte, an wen ein gestandener Mann seine Gebete wendet. Tief unter mir drehte sich derweil das Schiff kieloben. Ich war meinem namenlosen Herrn ganz nah, dem weltlichen Trubel ganz fern. Ein Augenblick höchster Geistesklarheit. „Pass mir gut auf meine Waren auf,“ stotterte ich böse und ohne klaren Adressaten



und folgte dem Mast hinab zurück ins Meer.

Am Anfang dachte ich herb wie das Meer. Die Gedanken, die mir durchs Hirn flossen, drückten sich in jede Bucht, schnitten blau durch jede Küste, umspülten Meeresbusen, küssten Meerjungfrauenbrüste, und kannten alle Südsee-süßen, Palmblattschatten, speisten sich aus Königsblut und Bettlergossen, und wussten nicht, wohin noch strömen: „Am Anfang war die Welt noch ganz und damit schlecht. Ich mag's zerbrochen, angeschlagen, Glocken, Stiefel, die knarren, und Knarren, angeschossen, gestürzte Krüge, ausgegossen, lang geliebt und wie ein Pfirsich oder Obst aus Wachs von hinten überreicht und angestoßen, abgestoßen und nackt und wieder angezogen.“ Am Saum der Welt verebbte mir die Lust, noch Lust zu haben, die Katzen in den schmalen Gassen aufzusuchen, die wie Sirenen nach mir rufen, wenn in meinen

Augen es nach eine Nacht breit Glück und Zukunft funkelt.

Nachdem ich mich aber ihres mühe-losen Treibens erinnert hatte, ihrer rougegeschminkten, abendlich-reuevol-len Welt - da dachte ich sanft wie das Meer. Die Gedanken, die mir durch die Hände glitten, an vereisten Wänden entlangglitten, sich unter Höhlenmäu-ler duckten, auf dem Bauch wie Käfer krochen, Frost ansetzten, sich an das frostige Loch setzten, lange in sei-ne Schwärze stierten und einen kurzen Stiel mit Fahnschnur für eine kö-nigliche Angel hielten, drückten sich wie nie geküsste Lippen an den lan-gen Hals der Nacht, lagen schwach am Rücken einer langen Nacht, und ihre langen, schwarzen Beine staken lang und schwarz im Schnee, wuchsen an die Höhlendecke und ihre Schatten legten sich wie eine Decke um den Kopf, bis ich entschlief.



.....

In meinem Traum roch es nach Salz und Algen und ich bügelte ein weißes Hemd und mir fielen die Zähne aus und und ich nahm wegen des klemmenden Aufzugs die Treppen und von einer Wand griente der Kopf eines ausgestopften Fuchses und aus seinem Mund wucherte erklärend ein Spruchband. Als ich aus dem Traum erwachte, fiel durch das bronzene Gitter des Krankenzimmers goldenes Licht und der Geruch von Götterbäumen lag in der Luft. Die Schiffsladung war tatsächlich geborgen worden. In einst kostbare Seide gebettet, in einer meiner Kisten, hatte man einen schlafenden Matrosen gefunden. Er kam mich besuchen, erzählte mir von seinem glücklichen Einfall, und seitdem bereue ich, öfter dem Glauben als den Frauen gefolgt zu sein.

Jetzt sitze ich hier und nehme mir Zeit. Ich höre die Wanduhr laut schlagen. Sie verbietet mir zu sagen: „Die Zeit ist erstarrt.“ Meine Finger zittern

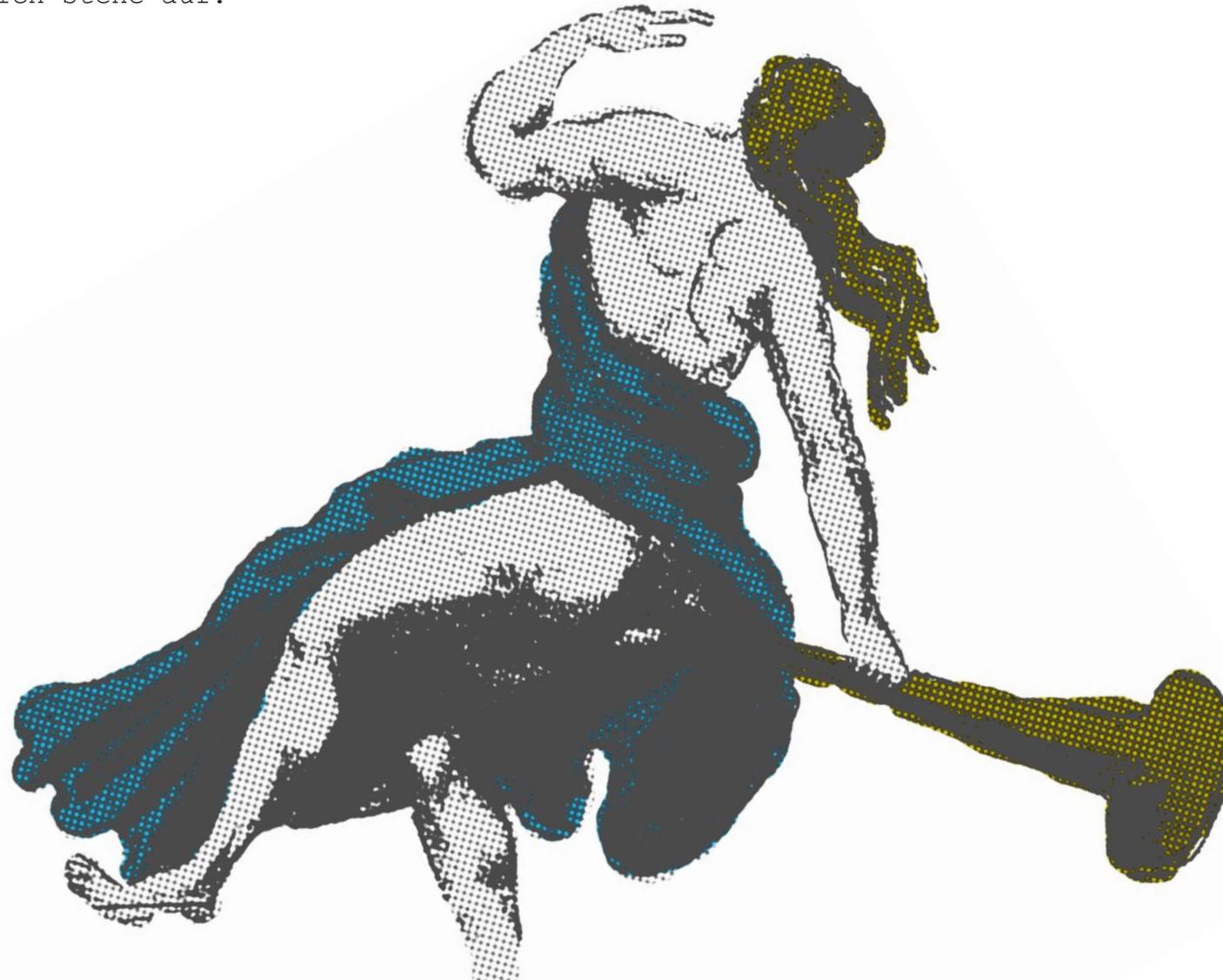
und ich greife mir ans rechte Ohr. Es ist taub seit dem Sturm, aber ich höre das Meer, ohne ein Wort zu verstehen. Manchmal blutet es noch, das Ohr, spült ans Licht, was in ihm unterging, dann bohre ich darin herum, manchmal andersherum. Ich möchte keinen Ekel erregen. Ich gehe auch hier ins Detail, weil es so oft verloren geht, im Stimmengewirr, hinter klirrenden Gläsern, unter lauter Musik und durch leidenschaftliche Berührung. Ich gehe ins Detail, damit ich jede verlebte Sekunde mit ihm beschweren kann, bis sich vor meine Einsamkeit ein Leben schiebt, mit dem man mich verwechseln wird.

Es passiert tatsächlich nichts und aus dem Gehörgang fällt ein kleiner Krebs. Wir landen doch immer auf den Beinen, zu Schluss oder am Anfang. Wie eigenartig er sich fortbewegt! Er würde meinen Text sicherlich von unten



nach oben lesen und damit besser verstehen als ich. Er sollte ihn gar nicht lesen, damit etwas passiert.

Ich stehe auf.



# *Sprache finden*

---

SEITE 9

Mara Prokop, München

Wir bewegen uns auf Eis.

*Wir bewegen uns auf Eis.*

Trennungen sind nicht meine Stärke, sagte sie, zeigte mir ihr Profil und schaute in eine leere Straße. Wenn jemand weg ist, aus deinem Leben weg ist, aber nicht tot ist, noch lebt und atmet, einfach so weiter existiert, ohne dass er ein Teil deines Lebens ist, obwohl du ihn schon so lange kanntest, obwohl du ihn so lange geliebt hast, dieses nicht mehr, das finde ich seltsam, dieses Gefühl wie es sich in dir ausbreitet, eine Art Trauer, die Art von Abschied die man erst gar nicht begreift, die so unwirklich ist, dass es Zeit braucht, dass es manchmal sogar ein neues, anderes Leben braucht, um endlich damit abschließen zu können. Ihr Blick wurde nachdenklich, musterte ein namenloses Etwas das fern

und nah zugleich war; ein Gefühl, das dazwischen lag. Ich rauchte langsam zu Ende, betrachtete dabei den Müll, die alten ausrangierten Sachen, weggeworfene Gebrauchsgegenstände, schmutzige Klamotten und ein Computermonitor mit eingeschlagenem Bildschirm, lauter Dinge, die sich auf der gegenüberliegenden Seite eines verkommenen Hauseingangs stapelten. Ich schaute sie an. Komm lass uns gehen, sagte sie und lächelte mich an.

*Ich höre Motorengeräusche, die Hitze wie sie sich in das Pflaster bohrt, aufgeladen durch Stimmen, elektrifiziert durch Bewegung, Schweiß, der die Poren befreit, wie die Geräusche ineinanderlaufen, der Lärm der Straßen, das Geschrei der Menschen und die Stille der Wartenden, die sti-*



ckige Luft, die abgestandenen Träume, ein Sehnsuchtsblick, zwischen Wand und Wand, das Brechen eines Gedankens. Lebst du gerne hier? - Eigentlich ja. Ich mag es, dass die Stadt so abwechslungsreich ist. Du fährst in ein anderes Viertel und bist in einer anderen Welt, oder einer Art Parallelwelt mit eigenen Regeln und sehr eigenen Menschen. - Ich weiß was du meinst. Ganz am Anfang als ich hierher gezogen bin, konnte ich es nicht verstehen, dass die Leute nur in ihrem Viertel bleiben, dass es manche seit zehn oder zwanzig Jahren nicht mehr verlassen haben. Das machte irgendwie keinen Sinn, aber jetzt denke ich ähnlich, warum soll ich quer durch die Stadt, wenn es doch hier eh alles gibt, was ich brauche. Ich bin nur noch sehr selten im Zentrum. - Also machst du wegen mir eine Ausnahme. - Ja. Alleine wäre ich nicht auf die Idee gekommen um drei Uhr Nachts zum Dom zu fahren,

nur um mir ein Relief auf einer Tür anzusehen, die mir davor niemals aufgefallen ist. - Siehst du, ich wollte es dir zeigen, und ich gehe gerne diesen Weg, besonders abends oder nachts, wenn alles verlassen wirkt, alles so ruhig ist, so als wäre es eine andere Stadt, als wäre es eine Stadt ohne Menschen. Lass uns noch bis zum Tor gehen und dann was essen. *Ich sehe* ein Meer aus Steinen, eine Weite, in die man völlig eintaucht, Erde aus Schweigen gemacht, die Erhebungen der Seele, die sich in der Landschaft spiegeln, wie ein Atemzug, ein einzelner Windstoß, streift meine Hand über die Steppe, die Finger berühren kaum den Boden und der Himmel, er öffnet sich, der Horizont erstrahlt im Licht, der Einsamkeit eines einzigen Wortes. Was magst du lieber? Kuchen oder Eis? Schokolade oder Gummibärchen? Und die anderen Fragen. Stört es dich wirklich



nicht, wenn ich von deinem Teller esse? Viele Leute mögen das überhaupt nicht. - Nein, solange du mir noch was lässt! Der Libanese war eine gute Idee. - Sagt ich doch. - Und was machen wir danach? Müde? - Nö, überhaupt nicht. Und du? Lass uns draußen noch eine rauchen und dann weiter ziehen. - Ich kenne da so ne Kneipe oder Bar, die ist ein wenig abgefahren. - Ich glaub ich weiß welche, die Straße runter und dann die dritte von rechts, der Laden heißt auch irgendwie so komisch. - Du kennst dich gut aus, für eine Zugezogene, so eine relativ neue, unverbrauchte Seele. - Mach dich nicht über mich lustig. Im Gegensatz zu dir verlass ich auch mal mein Viertel, und außerdem gehen hier meine Freunde immer weg und die meisten wohnen sowieso hier. - Warum du nicht? - Zu bieder. Lach nicht! Ich mein das ernst. - Auf deine, wie ich schon feststellen konnte, leicht verdrehte Art und

Weise. - Ja, genau, auf meine leicht verdrehte Art und Weise amüsieren wir uns doch ganz gut. Jetzt holen wir uns erst mal beim Kiosk ein Bier und gehen dann nach oben zu den Schaukeln. *Ich schmecke* deine Haut, das Vibrieren deines Körpers, die Zuckungen aus Tag und Nacht, die dich umspannen, mich mit dir vereinen, dein leicht geöffneter Mund, wie ich nach dir greife, dein Atem so nah an meinem Gesicht, wie ich dir die Zeit opfere, für diese eine Ewigkeitssekunde, der dahingeworfene Schrei der Ekstase, verebbt in meinem Bewusstsein, wird eine Stimme, eine Stimme aus Sternen gemacht. Ich glaube, der Weg, den du einschlägst im Leben ist immer der Richtige. - Also kann man sich gar nicht irren, oder sich verirren? - Nein, manche Abzweigungen sind zwar Scheiße, aber das merkt man schon recht früh und kehrt dann auf den ursprünglichen Pfad zu-



rück. - Aber dazwischen kann viel Zeit vergehen. - Mag sein, man kann das aber nicht vermeiden. Fehler passieren, Umwege sind nötig um das Wahre zu erkennen. - So spricht der Philosoph. Ein weiser Mann, hoch oben auf dem Gipfel schaut er in die Ebene, sieht die Ungläubigen, urteilt nicht über sie und springt selbst nicht über den Abgrund. - Sag mal, wie viel hast du schon getrunken? - Immer noch zu wenig. - Siehst du die Kleinen da, die belauern uns, die wollen unseren Platz. - Die trauen sich nicht, die warten bis wir ihn freigeben. - Und wann geben wir ihn frei? - Schon bald. Man sieht schon das Licht, der Morgen bricht an. - Wir wachen auf. - Ja, wir wachen auf, sehen den Sonnenaufgang. Und danach begleitest du mich nach Hause. - Wenn du das so willst. - Ja, so will ich das. *Ich rieche* den Regen, die Dämmerung eines lautlosen Sees, Minuten, die sich in das Gewebe prägen, das langanhaltende Rau-

schen, dein Blick abwesend, hier und jetzt, in Erinnerung und im Vergessen, so betrachten wir beide das Unvermeidliche, die Art wie du rauchst brennt sich in mir ein, die Langsamkeit deiner Bewegung, wie du die Stille brichst und der Abend, der in Schatten versinkt und uns zurücklässt, mit fragenden Lippen und alles umschließender Dunkelheit.

Es könnte doch so einfach sein. Man begegnet sich, schläft miteinander, bleibt zusammen und trennt sich. - Du bist eine sehr romantische Frau, das muss man schon sagen. - Aber da musst du mir doch Recht geben, es läuft meistens so ab. Kennenlernen ist anstrengend. - Finde ich nicht, ich denke es ist das Beste daran. Zu sehen, wie der andere so tickt. Wie es sich entwickelt, wie es sich entwickeln kann, was daraus werden kann. - Du meinst dieses für immer? - Nein, daran denke



.....

ich nicht. Aber die Zeit, nicht zu wissen was passiert, was bleibt, wie lange es dauern kann bis man die Schnauze voll hat voneinander. - Wäre es dann nicht besser, sich gleich von Anfang an eine Frist zu setzen? - Wie? So á la wir bleiben ein Jahr zusammen und gehen dann getrennte Wege? - Sagen wir drei Jahre, das ist doch eine gute Zeit. - Warum drei? - Das empfinde ich als eine aussagekräftige Zeitspanne, mit den Hochs und Tiefs, und dem ganzen Drumherum. Man kann es ja auch noch verlängern. - Die Option auf Verlängerung räumst du also ein, muss man dafür etwas Spezielles tun? - Nicht aufhören sich zu lieben. *Ich fühle* das Eis, das amorphe Gedächtnis unserer Welt, Milliardsten Partikel Leben, in Form und Ausdruck eingestanzt, konserviert in unserem Willen, die Oberfläche eines Traums.

*Auch ich fühle das Eis.* Ich fühle seine Kälte, die glatte Empfindung, eine weite, weiße Ebene, wie ich

sie überquere, ziellos und fremd. *Wie du Spuren hinterlässt - wie ich existiere - so setzt du einen Schritt vor den anderen - ich blicke niemals zurück - wie die weiße Hölle mich verschlingt, wie die Abdrücke verwischen - bis wir uns nicht mehr erinnern - bis die Zeit uns verlässt - und der Körper erstarrt - der Geist, er hört auf - und alles wird weiß - wird ein weißes Nichts.*

Möchtest du noch mit nach oben kommen? - Nein, ich geh doch lieber nach Hause und leg mich erst mal schlafen. Aber ich möchte dich wiedersehen. Was machst du heute Abend? Morgen? Übermorgen? Nächste Woche? In den nächsten drei Jahren? - Du weißt doch, Trennungen sind nicht mein Ding. - Gut, dann bewegen wir uns ganz vorsichtig, damit das Eis nicht zerbricht.



# 5 und 6 (Auszug aus „1-12. Experimente“)

SEITE 14

Philip Pfaller, München

Er liegt auf einem massiven groben Holztisch in Mitten einer Hütte. Von Draußen hört man das satte Summen dicker Insekten. Es ist feucht und heiß um diesen Bretterverschlag herum. Modrige Luft von abgestandenem sumpfigen Wasser schlägt sich tröpfchenweise auf die Fenster. Ein Stuhl steht an dem Tisch. Ein Schrank, ein paar Regale aus Holz. Eine Staubschicht bedeckt alles, ein weicher Film. Auf diesem Tisch liegt 5. Der Hunger hat ihn einer klaren Wahrnehmung beraubt und sein Blick ist verschwommen. 5 blickt an sich herab, die ganze Zeit. Und zählt. Arm, Bein, Bein, Arm, Kopf ist gleich 5. Seine Haut ist schon fahl und ledrig, wo sie die Holzplatte berührt. Auch sein geschwollener Bauch ist von diesem Film aus Staub bedeckt. „6 ich vermisse dich. Wo bleibst

du?“, hat er mit seinem Finger hineingemalt. Früher, da hatte sich 5 gefragt, ob er so weit gehen würde. Wie lange er durchhalten könnte. Die Zeit wurde lange, in diesem Schuppen und oft war 6 vorbeigekommen. Er hatte ihn liebkost und gedrückt. Ja, er liebte nichts mehr als 6 auf dieser Welt, nur mit ihm war er vollkommen. Und er spürte, bald würde er wieder da sein, bei ihm sein. Er spürt es schon und erschauert. Staub rieselt von ihm und seine spröden Lippen lächeln. Ein Schmerz rast durch seinen Körper. Wild bäumt er sich auf und schreit leise. Seine Lider kleben Sekundenbruchteile an seinen Augäpfeln fest. Die Unvollkommenheit seines Körpers würde nun vorbeisein. Endlich kam 6. Es lag da ein Körper, abgezählt ergibt er



Arm, Bein, KOPF; Bein, Arm, Kopf, ist gleich 6. Nun brodeln er voll Leben. Doch 6 will nicht Teil von 5 bleiben, nabelt sich ab, fällt heraus. Unter die Freudenschreie mischt sich unwilliges Knurren. 6 beginnt sich abzunabeln. Schon wieder. 6 tritt aus 5 aus, will unabhängig bestehen. Und mit einem Mal fällt 6 auf das Holz, liegt da und schreit und 5 schreit. In seiner Verzweiflung wieder alleine zu sein, nimmt 5 6 zu sich hoch. Und wieder beginnt er 6 in sich aufzunehmen, isst ihn. Lässt nichts übrig.

5 liegt auf einem Tisch und wartet. Er ist allein und unvollständig. In einer Hütte, in der ein Tisch steht, und ein Stuhl, ein Schrank und Arm, Bein, Bein, Arm, Kopf ist gleich 5.

*Dieser Beitrag führt die Reihe „1-12. Experimente“ von Elias Kreuzmair weiter. Bisher erschienen „1“, in der 6. Ausgabe.*



# *Die Arbeit am ist die Liebe zum Produkt*

SEITE 16

Johannes Witek, Salzburg

Wenn ich, wie so viele Male zuvor, jeden Morgen in die Hallen komme, ist überhaupt nichts anders. Alles wie immer. Überall.

Die Arbeiter und Arbeiterinnen in ihren Koben - fleißige Drohnen - machen die immergleichen Bewegungen. Die Luft stinkt. Die Fenster sind trübe. Man ahnt das Licht eher, als man es sieht. Es könnte sich auch bloß um ein Gerücht handeln. Von weit her.

Ich komme jeden Morgen. Ich will nie. An keinem Morgen will ich kommen. Ich komme jeden Morgen. Ich betrete die Hallen wie all die anderen. Wir alle betreten die Hallen. Graue, geduckte Gestalten ohne Gesichter. Wir schleichen die immergleichen Wege entlang zu den immer-

gleichen Plätzen. Alles wie immer. Jeden Tag. Nichts anders. Nie.

Wir alle hier fertigen DAS PRODUKT. Jeden Tag. Das ist wichtig. Es ist so unheimlich wichtig, DAS PRODUKT zu fertigen, jeden Tag, dass wir es manchmal selbst kaum glauben können. Wir machen Schulungen und besuchen Fortbildungen und sitzen in Seminaren, alles nur, um DAS PRODUKT noch besser herstellen zu können. Alles hängt davon ab, wie gut DAS PRODUKT von uns hergestellt wird; alles! Wir wissen das. Wir träumen sogar davon: nachts. Damit steht und fällt alles: DAS PRODUKT. Sogar unsere Träume stehen und fallen damit. Sie drehen sich nur noch darum. DAS PRODUKT ist alles, was es gibt.



Das Produkt in seinem Urzustand war schon immer da, schon vor den Menschen, aber es muss von uns spezialisiert, hervorgebracht und hochgezüchtet werden. Das Produkt braucht uns nicht, es genügt, es nährt sich selbst. Es ist ein Kreislauf, sein eigener Zyklus. Es war immer mit sich selbst und sich selbst genug, bevor wir aufgetaucht sind. Aber wir brauchen das Produkt! Oh, wir brauchen es, wie wir es brauchen! Jemand muss es herstellen, fertigen, es muss den Prozess durchlaufen: Bergung, Produktion, Verpackung, Transport, Bereitstellung, Werbung, Verkauf und dann ... ja, was dann. Liebe, natürlich. LIEBE. Das Produkt wird geliebt. Es muss geliebt werden. Nur dafür ist es da. Wofür sonst ist überhaupt irgendwas da, wenn nicht wegen LIEBE. Und das Produkt gleich noch mal mehr, um so viel mehr: LIEBE, LIEBE, LIEBE!

Ganz ruhig jetzt. Man kommt leicht in Begeisterung, wenn man an das Produkt denkt (und niemals denkt man an irgendwas anderes). Aber, auch hier: *never let passion deform the frame*. Ein nüchternes Fundament. Das ist wichtig. Alle Leidenschaft der Welt, ja. Das Leben ist sinnlos ohne Leidenschaft. Niemand wird das bestreiten. Aber man braucht einen nüchternen, einen festen, einen ruhigen Boden dazu. Der Grundbass: ruhig und stetig und im Einklang mit allem was ist. Immer dagewesen, wird immer da sein: Die einzige Konstante, die es braucht. Und auch die einzige, die es überhaupt gibt. Und darüber: die Emotionen. Chaos, Ekstase, grünes Feuer. Wiedergeburt, Flackern in der Nusschale, Lichtorgeln. All die alten Wörter.

Witzig, das mit den Wörtern. Es geschieht den Jüngeren von uns manchmal,



dass wir an den Wörtern hängenbleiben. Auch mir ist es geschehen. Es gab eine Zeit, da war ich anders als jetzt, eine Zeit, bevor ich zu der Ruhe und Ausgeglichenheit, zu der ruhigen sonnigen Heiterkeit des Gemüts gefunden habe, die die unermüdliche und harte Arbeit am PRODUKT einem verleiht. Zu dieser Zeit war ich wild. Ich war unzufrieden und voll von Gefühlen, die ich nicht zuordnen konnte. Sie bekämpften sich in mir, manipulierten sich gegenseitig und verletzten mich. Mich und sich selbst. Die Folge war Chaos.

Lange lange Zeit hatte ich Probleme mit meinem Platz in den Reihen. Ich verstand nicht, verstehen Sie, warum ICH. Warum HIER. Warum SO. Warum nicht DORT? Warum nicht IRGENDWO. Warum das ALLES. Warum, warum, warum? Mein Inneres, mein ganzes Sein war zerfressen von Fragen, von Ungewissheit, von Ruhelosigkeit. Die Fol-

ge war Chaos. Die Folge war ewige Wiederholung. Die Folge war Unfrieden. Unfrieden und Unzufriedenheit.

Ich habe erst lange dagegen angekämpft. Niemand, den ich kenne oder kannte, ist jemals aus den Reihen getreten und hat diese in Frage gestellt. Niemand. Obschon wir alle wissen, dass die Unzufriedenheit mit dem Platz in den Reihen ein gängiges Problem unter den jüngeren der Arbeiter ist (man vermutet dafür eine hormonelle Ursache). Aber am eigenen Leib erlebt hat es noch keiner. Das ist irgendwie seltsam. Jedenfalls ich habe dagegen gekämpft. Gekämpft habe ich, Tag und Nacht, jede Minute des Tages, jeden Augenblick des Produktionsprozesses. Bis es einfach nicht mehr ging. Keine Sekunde länger. Ich war bereit. Bereit, aus den Reihen zu treten. Alles was ich wollte, war reden. Ich wollte fragen. Ich wollte



wissen: warum hier, so, ich, alles? Ich war bereit.

Aber dann geschah etwas. In dem Moment, als ich die neblige Luft der Hallen in die Lungen sog und es selbst noch gar nicht glauben konnte, gleich den ersten Schritt zu machen (alptraumartiges Grauen packte mich als ich erkannte, dass ich das wirklich tun würde), da trat ein anderer aus den Reihen und kam direkt auf mich zu. Es war ein Älterer im Produktionsprozess; grau und gebeugt, mit einem verwitterten, zerfurchten Gesicht.

Er trat zu mir und sagte: „Tu es nicht.“

Ich sagte: „Was?“

Er sagte: „Tu es nicht.“

Ich sagte: „Was meinen Sie?“

Er sagte: „Was du vorhast.“

Ich sagte: „Ich habe nichts vor.“

Er packte mich am Arm und sagte: „Komm mit.“

Ich sagte: „Es ist nicht erlaubt, die Reihen zu verlassen.“

Er sagte: „Ich weiß. Komm mit.“

Ich folgte ihm.

Wir gingen aus den Hallen, zwischen die Container. Das hatte ich während der Produktionszeit noch nie gemacht. Obwohl ich jeden Tag auf dem Weg in die Hallen an den Containern vorbei musste, sahen diese jetzt, zu dieser Zeit und in dieser Situation, merkwürdig fremd aus. Irgendwie unwirklich.

Der Ältere legte mir die Hand auf die Schulter, brachte sein Gesicht ganz nahe an meines und sagte:

„Ich weiß, was du vorhast. Ich weiß, was du tun willst. Wir alle wissen es, denn wir alle wollten es tun an einem bestimmten Punkt im Produkti-



onsprozess. Du glaubst, dein Schicksal ist einzigartig, wunderbar, unlösbar und dass du ganz allein bist auf der Welt. Tatsache ist: wir alle haben das selbe Schicksal. Wir alle kennen das Gefühl. Wir alle teilen die Verwirrung oder haben sie geteilt. Du bist nicht allein.“

Obwohl diese Worte, rein vom Inhalt her, vermutlich eine zwar überraschende, doch wohl aber beruhigende, eine konsolidierende Wirkung auf mich hätten haben sollen, traf das nicht zu. Der Ältere hatte sie so lustlos, so monoton heruntergeleiert, als hätte er genau die selben Worte auf genau die selbe Art schon hunderte Male gesagt. Das verdarb irgendwie den Effekt. Er klang einfach zu Tode gelangweilt dabei.

„Du hast recht“, sagte der Ältere. „Ich bin extra dafür geschult, diese Worte

zu sprechen und ich habe sie schon oft gesprochen. Du bist nicht der Erste. Alleine in diesem Monat waren es ... aber vergiss das. Darauf kommt es nicht an. Muss ich überhaupt weitermachen? Muss ich dir sagen, dass alles seinen Sinn hat, das Produkt, diese Hallen hier, die Reihen und dein Platz darin? Muss ich dir erklären, dass das nicht einfach nur Worte sind, austauschbar und zufällig wie Blätter im Wind? Muss es so sein, dass du das anfangs nicht glauben kannst bis ich weiter spreche und weiter und immer weiter, all die Worte, die ich schon so oft gesprochen habe, bis es dir langsam klar wird, bis du darüber nachdenkst und nachdenkst und nachdenkst und nicht mehr aufhören kannst und am Ende glaubst, du selbst und nur du selbst wärst darauf gekommen, dass ich von Anfang an Recht hatte? Es ist immer derselbe Prozess. Ich habe ihn so



oft gesehen, ich habe ihn sogar an mir selbst erlebt. Können wir nicht einfach so tun, als hätten wir das alles schon hinter uns? Können wir nicht? Ich bin müde.“

Aber bevor ich antworten konnte (ich hätte eh nicht gewusst, was), schrie er plötzlich: „Nein, verdammt, das können wir nicht! Nein, das geht nicht! Das ist unmöglich! Ich hab das so satt. Weißt du was, du dummes Kind? Du hast RECHT! Das alles hier ist sinnlos. Diese Hallen, die ganze Arbeit, die Reihen. Hast du dich jemals gefragt, warum du niemals irgendwo anders warst als hier? Ich meine, kannst du dich an eine Zeit vor den Reihen erinnern, bitte?! Also ich nicht. Das ist doch nicht normal, oder was? Da kann doch was nicht stimmen. Ich meine, warst du schon immer hier? Hat das alles keinen Anfang,

kein Ende? Ach halt das Maul, ich will es nicht hören!“

„Moment ...“, sagte ich.

Er packte mich mit zwei Fäusten in den Haaren und schrie: „Du hast RECHT! Du hast mit allem recht! Warum hier? Warum so? Warum du? Warum ich? Warum nicht jemand anderes? Warum, warum? Wir haben ein Recht auf Antworten! Wir haben ein Recht auf diese Fragen. Das alles macht doch überhaupt keinen Sinn! Mein Gott!“

„Moment ...“, sagte ich.

„Weißt du was?“, sagte er plötzlich. „Wir gehen jetzt. Wir gehen einfach. Niemand kann uns daran hindern. Los, komm mit.“

Er drehte sich um und ging weg.



„Er ist wahnsinnig“, flüstere ich. „Er spinnt.“

„NA KLAR SPINNE ICH!“, brüllte er. „Was würde ich sonst hier machen?“

„Sie können nicht einfach gehen“, flüsterte ich. „Niemand kann das.“

„Jeder kann das“, sagte er. „Hier gibt es keine Grenzen. Oder siehst du hier Zäune? Siehst du Wachen? Siehst du Mauern, Stacheldraht, Selbstschussanlagen? Vielleicht einen Elektrozaun? Vielleicht eine Zugbrücke, hochgezogen, mit Krokodilen im Wasser darunter? Irgendwas davon? Na?“

Ich sah mich um. Er hatte recht. Nichts davon war da. Irgendwie fiel mir das zum ersten Mal auf.

„Die Grenzen sind nur in dir“, sagte er. „Überschreite sie. Komm mit.“

„Wir können nicht einfach gehen“, sagte ich.

„Weil?“, sagte er.

„Weil ...“, sagte ich.

„Ich gehe“, sagte er und ging.

„Weil“, brüllte ich, „weil, wenn man einmal damit anfängt, wenn einer damit anfängt, dann ... dann!“

Er drehte sich um und kam zurück. Er trat zu mir und legte mir die Hand auf die Schulter. Er sah noch müder aus. Er sah so müde aus, als wäre er bereits tot.

„Dann“, sagte er. „Dann. Genau. Hör mir zu. Da draußen gibt es Zucker,



Wasserfälle, Feldwege, weiche Matratzen, bunte Vögel und Luft die nach Salz riecht. Du weißt, dass es das da draußen gibt. Denk nach. Sei ehrlich. Du weißt es. Ich bin alt, ich habe mein Leben verschissen. Jetzt, wo es dem Ende zugeht, will ich hier weg. Ich will es nicht hier enden lassen. Du bist jung, du hast noch Zeit. Du hättest noch was davon. Aber, ah, ich seh schon, das ist alles vergeblich. Und das Schlimme ist, ich versteh dich sogar. Ich weiß, wie du dich fühlst. Machs gut.“

Er drehte sich um und ging. Ich brach in die Knie und fing an zu schluchzen. Andere kamen und starrten mich an. „Tragt mich rein“, schrie ich. „Schnell. Tragt mich in die Hallen zurück!“

Ich konnte mich nicht mehr bewegen. Sie trugen mich in die Hallen zurück.

„Er hat von bunten Vögeln gesprochen“, schluchzte ich. „Von Wasserfällen. Er ist wahnsinnig geworden.“

Ich fühlte viele Hände auf mir. Nach ein paar Minuten bekam ich wieder Luft und meine Atmung normalisierte sich. Ich nahm meinen Platz in den Reihen wieder ein und allein das fühlte sich schon gut an. Aber es brauchte lange Zeit, viele viele Minuten und Stunden mit dem Produkt, bis ich mich wieder sicher und normal fühlen konnte. Ich musste die ganze Zeit an den Alten denken, wie er da draußen herumliefe, mit diesem müden Gesicht, als wäre er schon tot. Auf der Suche nach Wasserfällen und bunten Vögeln. Was für eine Vorstellung!

Das ist meine Geschichte und ihr seht jetzt, es hat einen Sinn, dass sie hier an die Wand geworfen ist. An jede der



---

Wände, in jeder der Hallen. Ich weiß, dass ihr sie jeden Tag seht, ihr habt sie viele viele Male gesehen, unendlich oft. Und auch wenn keiner von euch mich kennt, auch wenn meine physische Existenz hier in den Hallen und in den Reihen schon lange vorbei ist, so existiert meine Geschichte doch weiter für euch, als Mahnmal, als Erinnerung, wie gut ihr es hier habt und als Warnung davor, aufzublicken, vorzutreten und alles in Frage zu stellen. Also: Kopf nach unten, meine jungen Freunde in den Reihen, immer fleißig weiter. Und schaut nicht so.

Muss ich euch daran erinnern, was sonst passiert?



Inga Oberbeil, München

„Blasen, Blasen, nichts als Blasen!“ krächte er vergnügt vor sich hin, als er mal wieder einen Blick auf die Erde tat. Durch sein neues Megatransteleskop „Pretonia“ hatte er eine noch viel bessere Sicht als mit dem Uraltmodell „Terra I“, das er unlängst in die Umlaufbahn befördert hatte - nicht mehr zu gebrauchen.

„So viele Blasen hab ich ja noch nie gesehen!“ sang er überschwänglich, während er sich glücklich dreimal um sich selbst drehte und dabei mit seinen gelben Untertassenhänden wild umher fuchtelte. Natzwa hatte allen Grund, glücklich zu sein. Die Blasen waren schließlich sein Werk, nun ja, ein wenig Hilfe hatte er anfangs bekommen von der Großen Uria, aber später hatte er alles ganz alleine gemacht. Und das will schon was hei-

ßen - immerhin handelte es sich mittlerweile schon um 7 Milliarden Köpfe! Also auch 7 Milliarden Blasen, die die Köpfe einhüllen! Natürlich war er noch überhaupt nicht fertig mit allen, das war ja klar, dass das seine Zeit braucht. Pro Kopf musste man schon so seine neunundvierzig Zionen rechnen. Aber war ja auch egal, es musste ja nicht jeder seine Blase bekommen.

Das Wichtigste war, dass er einen gehörigen Vorsprung vor diesem Angeber Kliong bekam. Der hatte nämlich spitzgekriegt, was Natzwa vorhatte und wie immer etwas dagegen. Spielverderber. Kliong fand Natzwas Blasenspiele gar nicht lustig und hatte beschlossen, etwas dagegen zu unternehmen. Er benetzte die Köpfe, die noch ohne Blase waren, unauffällig mit Liquos. Dadurch



waren sie zunächst vor den Blasen geschützt. Aber Liquos zu verteilen dauerte sogar noch länger als Blasen zu formen, weil man sich dafür viel mehr konzentrieren musste und das strengte sehr an.

Kliong und Natzwa befanden sich jedenfalls gerade im schönsten Streit. Umso mehr freute sich Natzwa über seine vielen schillernden Blasen. Denn die Blasen, die er vollendet hatte, konnten fast gar nicht mehr zerstört werden. Die Große Uria hätte es natürlich gekonnt, aber die hatte ja ganz andere Sorgen.

Mitten in seiner schönsten Freude kam ausgerechnet Kliong hereingeplatzt: „He, was ist denn mit dir los? Hast du mal wieder zuviel Eisenatome genascht? Du weißt doch, dass du das nicht verträgst.“ „Neneneeee, das doch nicht. Ich freu mich halt.“

„Ach was, und wieso?“

„Hihihi, da wirst du gar nicht glücklich sein.“

„Jetzt hör schon auf. Was ist denn los?“

Natzwa reichte Kliong sein „Pretonia“ und sagte zufrieden grinsend:

„Schau doch mal durch.“

Kliong schaute durch und sah: Blasen, Blasen, nichts als Blasen ... und zwischendurch ein klein wenig Liquos. Wütend ruckte sein blauer Kegelkopf zu Natzwa:

„Bist du da auch noch stolz drauf? Siehst du denn nicht, wie unglücklich die das macht?“

Natzwa zog eine beleidigte Schnute:

„Du bist ja so ein Spielverderber. Gönn mir halt den kleinen Spaß. Hat man ja sonst nicht viel davon.“

„Ja, schon ... aber die Köpfe können doch auch nichts dafür.“

„Die merken's doch nicht einmal.“



„Das weißt du doch gar nicht.“

„Weiß ich wohl, sind doch eh alle bekloppt.“

„Ja, aber nur, weil du ständig mit deinen blöden Blasen umherschießt!“

„Mir doch egal!“ Natzwa war nun richtig beleidigt, drehte Kliong den Rücken zu und hüpfte in sein Loch.

Kliong wollte dem Ganzen ein für allemal ein Ende setzen und suchte die Große Uria auf. Keine gute Idee. Die Große Uria war wirklich ziemlich beschäftigt. Sie hatte am anderen Ende des Universums eine Rote Heuschrecke entdeckt, was sehr beunruhigend war. Rote Heuschrecken traten selten alleine auf und wahrscheinlich bildete die eine nur die Vorhut. Wenn es sich nun aber um eine neuerliche Plage handelte, konnte das den Verlust einiger Planeten bedeuten. Die Große Uria seufzte laut auf. „Nicht schon wieder. Ich hatte doch alles so

gut im Griff. Ich werde wohl wieder meine Kleinen Steckenpferde einsetzen müssen. Gern tu ich das ja nicht. Aber bleibt mir eine Wahl ...?“

Kliong hörte ihre klagenden Selbstgespräche und wollte sich gerade wieder ungesehen auf seinen blauen Schüsselfüßen zurückschleichen. Die Große Uria musste nachdenken. Zu unser aller Wohl.

Aber sie hatte ihn schon entdeckt.

„Kliong, was willst du hier?“

Kliong zuckte zusammen, drehte sich zu Uria um und hüpfte zum zeremoniellen Zeichen der Ehrerbietung dreimal so hoch, wie er nur konnte. Dann sagte er leise:

„Große Uria, ich will dich nicht stören.“

„Nun hast du mich schon gestört. Also was willst du?“

„Du hast doch Natzwa gezeigt, wie das mit den Blasen geht ...“



„Ja, damit ihm nicht mehr so langweilig ist.“

„Das nimmt aber ganz schön überhand. Er ist ganz außer sich vor Freude, weil schon so viele Köpfe voller Blasen sind. Und er will damit unbedingt weitermachen, am besten, bis alle eingehüllt sind.“

Die Große Uria runzelte ihre grünen Überbrauenbögen.

„So war das nun auch wieder nicht gedacht. So ein paar Blasen sind ja schön und gut, aber alle ... nein, das geht zu weit. Bist du denn nicht eingeschritten?“

„Schon. Ich hab ja ein wenig Liquos verteilen können, aber es ist nicht genug.“

„Soso. Nicht genug.“

Die Gedanken der Große Uria schienen abzudriften. Ihr Zylinderkopf neigte sich langsam zur Seite, weiter und weiter, ihre Lamellen-Knopfaugen zogen sich zur

Mitte hin zusammen ... Ruckartig fuhr sie in die Höhe.

„Ach je, war ganz in Gedanken. Habe im Moment wirklich andere Probleme.“

Klionic senkte seinen blauen Kegelpfopf.

„Tut mir leid, dass ich dich belästigt habe.“

„Ach was, du sollst dich nicht ständig entschuldigen.“

Ungeduldig wischte sie mit ihren grünen Tellerhänden durch die Luft.

„Wir machen es so: ich werde jetzt erstmal sehen, wie ich mit den Roten Heuschrecken zurande komme. Ich hoffe, das dauert nicht so lange wie beim letzten Mal. Und wenn ich mit denen fertig bin, kümmere ich mich um euer kleines Problem.“ „Falls es bis dahin überhaupt noch existiert und sich nicht schon von selbst erledigt hat.“, fügte sie hinzu, wissend - wenn auch



nicht unbedingt weise - den linken Überbrauenbogen hebend.

Nicht sehr zufrieden mit dieser Auskunft, aber dennoch in gebotener Ehrerbietung sprang Kliong wieder dreimal hoch, bevor er sich hüpfend entfernte. Offenbar musste er eben selbst eine Lösung finden.

Beim nächsten Zweiermondaufgang - Natzwa hatte gerade ausgeschlafen - schlupfte Kliong vertraulich zu ihm ins Loch.

„Natzwa, lass uns damit aufhören, okay?“

„Wie, aufhören, was meinst du denn?“

„Na, mit den Blasen. Den Köpfen geht es doch eh schon schlimm genug.“

„Dann ist mir aber wieder langweilig. Das mag ich nicht.“

Kliong überlegte. Er überlegte lange. Schließlich sagte er:

„Dann lass uns halt was anderes spielen. Wir könnten ja jedem neugeschlüpf-

ten kleinen Kopf einreden, er sei was Besonderes und Gutes. Mal sehn, was dann dabei rauskommt. Ist bestimmt spannend!“

Natzwa überlegte. Er überlegte lange. Schließlich sagte er:

„Na gut, probieren wir's. Du übernimmst die, aus denen später die neuen Köpfe herausschlüpfen und ich die anderen.“

Insgeheim dachte er sich:

„Hihi, ich rede denen schon ein, dass sie was Besonderes sind. Nicht nur was Besonderes, sondern was noch viel Besondereres. Ich rede denen ein, dass sie immer besser sein müssen als alle anderen. Das wird ein Spaß!“

Laut sagte er:

„Also gut, Kliong, fangen wir an. Bin schon gespannt, was dabei rauskommt.“

Weit entfernt, so weit, dass nur noch Megatransteleskope dorthin blicken



können, tat sich innerhalb der nächsten Andrazionen Erstaunliches:

Die meisten der Köpfe, die sich selbst „Menschen“ nannten, erkannten ihre eigenen Kinder kaum wieder.

Sie selbst kreisten nach wie vor in ihrer jeweils kleinen Blasen-Welt voller Gedanken um Geld und Geldesgeld, Sorgen, Urlaubsplänen, Ängsten und Freizeitspaß und sahen darüberhinaus weder nach links noch nach rechts. Sie lebten in ihrem eigenen kleinen Mikrokosmos, in dem sie nichts außer sie selbst und ihr möglichst zufriedenstellendes Leben wirklich interessierte. Vor allem nicht die paar Leute, die immer wieder mahn-ten und sie aufforderten, endlich nach außen zu schauen. Schrecklich lästig, diese Menschen, die ständig an andere dachten, ja sogar an die Tiere und die Erde, und immer missionieren wollten! Ja, und jetzt ... jetzt waren ihre Töchter genauso, nein, schlimmer, ihre Töchter

fühlten sich offensichtlich so, als ob sie was Besonderes wären, als ob sie die Welt besser und gerechter machen könnten, meine Güte, wozu das denn?

Dem Universum sei Dank, dass es ja auch noch die Söhne gab, die offen-bar ganz normal waren. Naja, stimm-te schon, als was Besonderes fühlten sie sich schon auch, aber sie befanden sich wenigstens in ständigem Wettkampf mit den anderen Söhnen und hatten des-halb keine Zeit, sich für Dinge zu in-teressieren, die nicht so wichtig wa-ren. Wenigstens die Söhne hielten die Wirtschaft in Schwung und ihr eigenes Leben für wichtiger als alles andere. Wie in ihrer eigenen wohlbekannten, gemütlichen kleinen Blase.

Wer megagute Ohren hatte und sich sehr fest konzentrierte, konnte von ganz, ganz, ganz weit weg ein leises Stöhnen vernehmen.





---

Felix J. Fuchs, München

*Ars adeo latet arte sua.  
Kunst wird so von seiner Kunst verborgen.  
(Ovid, Metamorphosen)*

Dein Spiegelbild mustert dich nachdenklich und nippt an deinem Glas. Nachdenklich lässt du einen Tropfen auf deiner Zungenspitze zerfließen. Sag, was schmeckst du? Was schmeckt dein Gegenüber? Schweigend erwidert es deinen Blick, während es als riesenhafter Moloch über dem Abgrund der pulsierenden Skyline hängt. Seine Augen verschwinden in den Lichtern der Stadt. Und du darin.

Wie üblich vor solchen öffentlichen Auftritten, fand Belle ihn allein in seinem Penthouse vor. *A penny for your thoughts*, dachte sich die zierliche Französin in

solchen Augenblicken, in denen er mit einem Glas Whiskey in die Nacht hinaus und auf die Stadt hinab starrte.

„Ist alles bereit?“, fragte er und sah kurz zu ihr herüber. Sein Gesicht gab nichts preis, keine Spur von Unmut darüber, dass Belle wie üblich, gebannt, nicht gleich antwortete.

„Ja, es sieht voll aus“, sagte sie schließlich. „Übrigens scheint das Gerücht die Runde gemacht zu haben, dass sie ein neues Werk enthüllen wollen ...“

Er wandte sich wieder dem Panoramafenster zu. „So ist es.“

„Davon hatten sie mir noch gar nichts erzählt.“

„Ich hielt es nicht für notwendig.“, erwiderte er.



Das versetzte ihr einen kleinen Stich, obwohl seine Marotten für sie eigentlich nichts Frappantes mehr an sich hatten.

„Müssen wir dafür nichts vorbereiten?“  
„Sorgen sie sich nicht Belle, ich habe dieses Werks die letzten 35 Jahre geplant. Es ist alles vorbereitet.“

Für einen kurzen Moment, schien es ihr, als ob sein Spiegelbild lächle. Es war ein flüchtiges Lächeln, ein Schaudern zwischen den Mundwinkeln. Wie das Erzittern der Oberfläche eines Sees. Grau-grün liegt er ohne Spiegelbild und ohne einen Blick in seine schlammigen Gründe zu gewähren vor ihrem inneren Auge. Umschlossen von bewaldeten Bergkuppen harrt er unter Gewitterwolken der Dinge, die da kommen. Ein Schaudern durchzieht die Wellen, eine Vorahnung.

„Mein Sohn hat sie vor kurzem geschwän-  
gert, nicht wahr?“

Ein klammes Gefühl kalten Schocks schob sich wie ein Fremdkörper zwischen Belles Brustbein und ihr Herz. Erneut ein flüchtiges Lächeln. Er leerte sein Glas und gab ihr ein Zeichen voranzugehen.

Im Foyer seiner Galerie erwartete ihn eine Masse von etwa hundert Leuten, alles dem Namen nach Kunstkundige. Die Vernissage war in vollem Gange, über allem lag der Geruch von Parfum und alkoholisiertem Atem. Unsicher schritt Belle die Stufen hinunter, ihr Zittern fiel niemandem auf. „Willkommen!“, tönte seine Stimme, dunkel und klar, durch den Raum. Auf dem obersten Treppenabsatz stehend breitete er die Arme zu einer einladenden Geste aus. Die Menge verstummte, wandte sich von den ausgestellten Plastiken und Fotografien ab und ihm zu.



„Es freut mich, dass sie so zahlreich erschienen sind. Ich muss Ihnen allerdings mitteilen, dass ihre Präsenz lediglich dazu dient, meiner Schöpfung ihre Existenz zu verleihen.“ Gekicher unter den Verständnislosen. Ungerührt fuhr er fort.

„Seit 31 Jahren habe ich an meinem Werk gefeilt, versucht es zu vervollkommen, ihm Leben einzuhauchen. Dem gingen vier Jahre des Studiums und der Vorbereitung voran. So viel meiner Energie ist in dieses Werk geflossen, so viel Geld und Täuschungskunst.“

Da war wieder das Lächeln, das Erzittern der Oberfläche. Belle spürte, wie sich Schweißperlen an ihrem Haaransatz bildeten. Auf was er auch hinauswollte, es war ihr, als lauerte es in den Tiefen des Sees. Gebannt starrte sie in das trübe Wasser. Gebannt starrte sie ihn an.

„Walter Benjamin hat einmal geschrieben, dass der Tod dem Erzähler seine Autorität verleiht. Dem stimme ich zu. Zwar bezog sich seine Äußerung ultimativ auf die Krise der Erfahrungsvermittlung nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs, aber ich bin der Ansicht, dass sie sich konsequent fortgesetzt hat. Der Kollaps ist nicht mehr aufzuhalten, aber ich habe zumindest versucht, ihm einen fulminanten Schlusspunkt zu setzen! Ich habe für mein Werk den Ton erwählt, der am schwierigsten zu formen ist und die bewegendsten Geschichten erzählt: das menschliche Leben.“

Die Art wie er das letzte Wort betonte hinterließ eine bedeutungsschwangere Stille.

„Wie aber, gewinnt man aus dem Leben ein Narrativ mit Geltung für die Ewigkeit? In Benjamins Worten: das gelebte Leben erhält seine tradierbare Form im



Tode. So schrecklich das klingen mag, nichts anderes wünscht sich doch der Zuhörer. Nichts anderes wünschen SIE sich: Um IHRE Gefühle zu erregen, IHR Bedürfnis nach einem Sinn des Lebens zu stillen, brauchen sie Helden, die sie wie antike Götter zu ihrer Unterhaltung vernichten können. Sie erfröhen in ihrer eisigen Existenz, wenn sie sich nicht von Zeit zu Zeit am Feuer des Dramas wärmen könnten, in das sie wie Holzscheite Leben um Leben ihrer Helden werfen.“

Das Schweigen wurde zunehmend zur Sprachlosigkeit.

„Das Kunstwerk, von dem ich hier spreche, ist mein David. Mein Sohn, David. Von klein auf habe ich seinen Geist geformt, habe dafür gesorgt, dass er das Leben lebt, das ich für ihn vorgesehen habe. Und heute ist es soweit, dass ich ihn für vollendet erklären kann: ER ist mein Lebenswerk, alles an ihm ist mei-

nem Schädel entsprungen. Seine Ängste, seine Sorgen, seine Meinungen, alles an ihm ist perfekt. Perfekt, weil ICH dafür gesorgt habe, dass es perfekt ist. Manche Männer zeugen ihr Söhne: ICH HABE IHN GESCHAFFEN!“

Belle wurde von plötzlichem Schwindel erfasst. Der Tod macht das Leben tradierbar.

„Meine Autorität haben mir die Gewalt und der Tod des vergangenen Jahrhunderts verliehen. 31 Jahre vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zum Ende des Zweiten. Vier Jahre bis zur Gründung der Bundesrepublik und meiner Geburt. 31 Jahre bis zum Entschluss mein größtes Werk in Angriff zu nehmen. Vier Jahre der Vorbereitung. Die Zeugung meines Sohnes und nach 31 Jahren und weiteren vier Jahren der Planung, das große Finale: Sein Tod. Seine Geschichte ist vollendet. Mit 31 Jahren hat ihn sein



Schöpfer vor einer Kunstaustellung zu sich gerufen. Und erschossen.“

Ein fallengelassenes Glas zerbarst auf dem Parkett. Belle sank wortlos auf die Knie.

„Eine ausführliche Dokumentation zum Werk, finden sie in unserem Online-Shop. Vielen Dank für ihr Erscheinen.“

Mit diesen Worten ließ er die verwirrte Menge zurück.

Stumm blickte er auf die Stadt und nippete an einem weiteren Whiskey. Eine Türe öffnete sich leise.

„Sie sind ein Monster und ich würde sie erschießen, wenn ich nicht das Kind ihres Sohnes in mir trüge“, flüsterte Belle mit tränenerstickter Stimme. Sie flüchtete, unfähig noch länger zu ertragen, wie er teilnahmslos ins Nichts starrte.

Du wendest dich deinem Spiegelbild über dem Abgrund zu. Es lächelt. Den eigentlichen Triumph könnt ihr erst jetzt feiern. Die finale Pointe bleibt dir vorbehalten, den Massen verborgen, vor ihrer Gier bewahrt! An ihr wärmst nur du dich. Dein David steigt von seinem Sockel, um Belle zu küssen. In ihrer körperlichen Vereinigung findet dein Werk seine Vollendung. Es ist die perfekte Beziehung zwischen Werk und Betrachter: Das Produkt schwängert seinen Konsumenten. Du lässt einen Tropfen auf deiner Zunge zerfließen. Ein weiteres Leben. Der Moloch im Spiegel der Nacht prostet dir zu. Du tust es ihm gleich.

Du denkst an deinen Sohn. Du denkst an dein Werk. Du denkst an den Moloch. Du willst allein sein, doch er beobachtet dich. Um ihm zu entkommen öffnest du das Fenster, sein Spiegel-



bild verschwindet und vor dir liegt nur noch die Nacht. In der Ferne ertönen Martinshörner und ein verlockend kühler Wind greift dir ins Haar. Der Tod

verleiht dem Leben tradierbare Form. Langsam steigst du auf den Sims. Unter dir glüht gierig das Feuer der Stadt.



# *On suffering*

---

Jacob Verville, Seoul

Why we suffer is one of the most fundamental questions to our existence. Indeed, it is powerful enough of a question that it can often determine whether or not someone even believes in God. Yet, suffering is also a highly personalized and individual experience - it is a phenomenon different for everyone. Diverse are the things which we call beautiful, and diverse are the things which we call suffering.

Like many, my career of suffering began with the death of a pet. The first signs of suffering in my life were with the absence of the family dog, who had to be put to sleep after she bit another dog in the neck. She was determined to be 'aggressive' by the Police and it was 'recommended' that she should be

'put to sleep' (killed, terminated, snuffed) for biting a much smaller dog. Long story short, my mother wallowed in her own sadness but in her maturity did not shed tears but I now reflect she dragged out the suffering, perhaps purposefully ... She gave our dog a 'last meal,' and relayed the details of Smokey's death to us. It was something that we were all meant to endure, ceremoniously, as part of honoring the dog. Suffering was a duty. Rather than ignore that which causes pain, rather than turn our backs to it, occasionally humans do that which is counter-instinctual and seek out that which inflicts pain.

People's reaction to suffering are as diverse and varied as people's reac-



tions to horror films. You've got the people who enjoy every moment of terror they feel because it makes them feel alive; you've got the people who feel almost nothing at all and others who feel a great sense of fear that is so unbearable they cannot stand watching it, plus a thousand other reactions.

I remember this fondly from my days in the Army. My many days of long suffering in sweltering heat or unforgiving cold still make me chuckle from time to time. I gained a sense of strength from being with my comrades - there were those who took it with a grin and a laugh and made light of the situation, those who suffered quietly, and there were those who looked so miserable, wrinkled and frazzled that it was encouraging just to look at them and know that no matter how bad I had it I certainly was not feeling half as bad as them. I remember a

few times even when I witnessed other Soldiers cry - in an odd sense it was something that gave me courage.

Humans are, just as Aristotle said, are zoon politikon - social animals. No matter how individual we are we still have a sense of some role that we need to fulfill in a group. There are a few people who are immature and juvenile and enjoy somehow appearing aloof, cool and 'above' others by belittling them in times of pain but then there are those who due to some natural wisdom or goodness of heart always seek to act as a rock to help others ... When I saw others suffering in cold or heat, in snow or rain or under the terrors of an angry First Sergeant, I did my best to give a few words of comfort and I tried my best to laugh away the terrible times. It felt like



---

a duty to be better at enduring pain and to be an example to others.

Physical suffering, anything less than torture, disease or, heaven forbid, a case of food poisoning, seems the most bearable of all forms of suffering. There is an undoubted temporariness to it - a light at the end of every tunnel, so to speak, and a brilliant sense of comedy. The two weeks I spent without showering under the blistering Texas sun, sleeping a few measly hours each night and training hard all day, are now almost a fond memory. When else in my life will I be asked to repeat such a task? Undoubtedly, one can only call the exhaustion, filth and physical strain its own form of suffering but it now sings of a certain comedy and just like a good story of an awesome concert or party it is something I happily relay over a few beers.

But the sufferings that seems to never heal are those that are emotional. In the right (or should I say 'wrong?') circumstances they become the music that dominates every waking hour of our life. Whether it is the death of loved ones, breaking up with a lover or just the endless anxiety and the shadow cast over our lives from social alienation, poverty, drug or alcohol abuse or the myriad of other ways in which we feel suffering. It is the scowl and grimace, the twisting of the face into an ugly shape; the shameful burning of tears behind your eyes that you try to hold in because it is the sole victory that you feel you can win.

Indeed, in the physical suffering I experienced with my comrades-in-arms I felt almost at home. We marched, slept, shit, talked, lived and shared



---

pains together. I could always laugh with someone else or share some story, have some form of social connection. As long as there is some form of human contact involved, suffering is undoubtedly endurable.

But the darkest moments are always those in which you are alone. I'll never forget a few periods of my life in 1999; 2005; 2007; 2009. In all of these, except the most recent, I had steady income and no physical worries. I was merely assailed by the overwhelming sense of isolation and deprivation. I still went to all of the punk rock concerts and spent many an hour having far too many drinks in the large crowds of the usual suspects, veritably surrounded by people who cared but overwhelmed, nonetheless, by a sense of... Lacking. Loss. Whatever you may call it.

Some may say that it is self-induced, or a choice, and there are many who say that we can choose the ways that we feel. But I am skeptical of anyone who says this and isn't wearing the robe of a monk or nun living in an entirely alien spiritual world for the sole purpose of escaping the suffering that we know, day to day. In reality, we have little choice in our feelings ...

It seems the only choice we have that has any sway over our feelings is the surrender of apathy - to no longer care about others. Oh, it is an easy thing to keep a stiff upper lip and reject the opinions of others, but in the long run the most innate human desire is the approval and acceptance of others - it is the desire to relate emotionally, spiritually even; to commune as one and erase away the



---

existential feelings of profound isolation... More than this: to not care so much for others almost defeats the purpose of human existence and opens oneself up to the great, endless void of Nothingness.

If there is a human soul than the act of apathy is the closest method we have of obliterating it. Through not caring a huge part of us dies. The part that makes life worthwhile ... Only the worst of sociopaths, I imagine, who feel zero emotions towards others, can ever attain a sense of contentment in their emptiness.

Indeed, I remember once growing tired of longing for the embrace of others and staring at my ceiling at night and attempting to channel myself into the void of oblivion and total isolation; to seek enlightenment in the realm of the

Self and Nothingness... To seek comfort in the idea of passing into a void of meaninglessness.

The greatest irony of this exercise is that I always found myself wondering if my passage into this void would arouse feelings in others. The tremendous comedy of the contradiction in thought finally made me laugh aloud with a few tears on the cheeks - what is more funny than seeking self-obliteration, comfort in Nothingness, living life as a shade of one's former warmth in a Kingdom of Coldness, and only hoping that others would somehow care? That others would be concerned, and that while I did not reach out, that they would choose to reach out to me?

It's the same morbid thoughts one has when contemplating suicide ... Always,



a sense of comfort in the loss others would feel burdened by over the years. It's the final validation of one's life while an end to the perceived pain. But the comedy here is entirely clear... We desire human contact even when we try to get away from it.

What I have learned from suffering is the inescapable truth that whether I like it or not I am connected to and a fixed part of the world; my connection to others are undeniable and if I choose to block off or sever others from my circle I bring suffering unto myself ... It is often uncomfortable, but what one has to do is give a bit of oneself to others; to open one's heart and allow it to be soothed and comforted. One of the hardest things in the world is to allow yourself to depend on other people.

At some point we have to stop being actors playing the roles of heroes immune to the ills of the world and embrace our human flaws which, when seen in the right light, are perhaps one of our greatest redeeming qualities.

Modern society seems to emphasize our individuality. We begin to no longer view ourselves as part of a community or a greater whole but rather as a solitary existence. We learn to become private in our feelings. It is occasionally right and proper, but often times I feel a great amount of our suffering could be alleviated if we simply take off the mask in the group, put down the bottle of alcohol and try to express ourselves truly and share our problems with the whole. But it is in modern times where man has become an emotional cripple, bereft of his far more tribal and basic community -



feeling himself castaway from the group,  
isolated; an island in the sea.

In reality, although to some degree we  
exist as pure individuals we should  
never forget that although our emotions  
are as unique as ourselves we have the  
universal instinct for human contact.  
We are zoon politikon -- and suffering,  
when done with others, is a bonding and  
strengthening experience. The private  
little caves we try to place ourselves  
in to lick our wounds are exactly what  
turns our small problems into big ones.  
We can, and should, suffer together  
whether it is physical or emotional.



# *Das Bekenntnis*

SEITE 45

---

Fabian Beranovsky, München

Zunächst möchte ich mich bei dem Leser des Briefes für die Umstände entschuldigen, unter denen er diese Zeilen finden musste. Doch zumindest wird so seine Bestimmung, ein Abschiedsbrief zu sein, deutlich. Sollte mein Anblick und Geruch aufgrund der womöglich schon verstrichenen Zeit allzu abstoßend sein, drücke ich hiermit mein tiefstes Bedauern aus. Doch blieb mir keine andere Wahl, da ich mich eines Verbrechens schuldig machte, dessen Konsequenzen es mir unmöglich machen, weiter zu leben.

In der Hoffnung so viele wie möglich vor dem Unheil zu bewahren, dessen Umfang ich nicht abschätzen kann, muss ich zunächst erzählen, was genau geschehen ist. Vielleicht wird so der ein oder andere vor den in der Zukunft lauenden Qualen verschont, indem er mir in den

Tod folgt, der, wie ich hoffe, ausreichend Schutz bietet.

Mein Ansehen als gefeierter Archäologe verhalf mir zu einigem Ruhm. Man nannte mich einst ehrfurchtsvoll den Grabflüsterer, da mir die antiken Könige, Seefahrer und Meuchelmörder scheinbar zuflüsterten, wo sich ihre Schätze befanden. Natürlich nahm niemand diese Behauptung ernst, sondern sah in meinen Erfolgen das Resultat aus Scharfsinn, Beobachtungsgabe und überdurchschnittlicher Intuition. Tatsächlich berief ich mich auch gerne auf das mir angedichtete „Bauchgefühl“, wenn ich ein historisch unbedeutendes Fleckchen Erde als Expeditionsziel bestimmte, um gänzlich unerwartet dort unvorstellbare Schätze zu Tage zu fördern.



Es war sinnvoll sie in diesem Glauben zu lassen, denn das Wort „Intuition“ konnte jede Art der Magie in sich verbergen und ihr so den Schrecken nehmen. Doch da es zwecklos geworden ist, sich zu verstecken, werde ich nun offen über meine Fähigkeit berichten.

Um unnötige Verwirrung zu vermeiden, sage ich es ohne Umschweife. Die antiken Mythen erwachten, wenn ich es wollte, in meiner Gegenwart zu neuem Leben und erlaubten mir, als Beobachter, ihren wahren Hergang mitzuerleben. Dadurch erklärten sich auch meine archäologischen Erfolge. So war es zumindest bis zu jenem Tag, an dem ich den Fehler beging, mein Geheimnis mit einem Studenten zu teilen.

Viktor war mir schon seit einiger Zeit, wegen seiner ungewöhnlichen Gedanken, aufgefallen. Er hatte den Geist eines Entdeckers und Romantikers zugleich. Es

war vor etwa zwei Jahren bei einer Grabung nahe Tell Re'im, dass ich ihn, in Gedanken versunken, angelehnt an eine der Grabungswände fand. Die Wände dienten als Brücken zwischen den einzelnen Grabungsstellen und wurden nur abgetragen, wenn sich die Proben als vielversprechend erwiesen. Viktors abwesender Blick, erinnerte mich an mich selbst, wenn eine Geschichte in mir zu neuem Leben erwachte. Auf die Frage, was in ihm vorging, antwortete er: „Ich höre den Wänden zu“. Erstaunt fragte ich weiter, in der Hoffnung jemandem begegnet zu sein, der meine Gabe teilte. „Was erzählen sie dir?“, fragte ich ihn. Er sah mich enttäuscht an. „Ich wünschte, ich wüsste es. Dann würden sie mir verraten, was sie in sich verbergen, denn ich befürchte, dass die größten Schätze genau unter diesen Stegen, auf denen wir den



Schutt aus den Gruben wegbringen, verborgen liegen.“

Von der Tiefe seiner Sehnsucht berührt, nahm ich mich zukünftig seiner an, denn auch wenn er nicht wie ich war, schlug doch das Herz eines großen Geistes in ihm. Das brachte ihn zwar das ein oder andere Mal in Schwierigkeiten, wenn er auf Expeditionen war, anstatt Seminararbeiten zu schreiben, doch mit mir hatte er einen einflussreichen Freund an seiner Seite.

So geschah es auch, dass, als mich meine Studien nach Ephesos führten, er als einer der wenigen Auserlesenen teilnehmen durfte. Dort war es auch, dass ich dieses finstere Verbrechen beging, das mich seither bis in meine Träume verfolgte. Wo einst der gewaltige Artemistempel stand, ragte nun eine einzelne, verwitterte Säule zwischen den neuen Gotteshäusern empor. Die Menschen errichteten

ihre Heiligtümer stets an Orten, an denen verborgene Kräfte ihr Werk taten. Teils, um von ihnen getragen zu werden, teils, um sie zu versiegeln. Doch es waren nicht die Dinge im Boden, die mich hierher geführt hatten, sondern Geheimnisse, die vor langer Zeit verloren gingen. Der große Philosoph Heraklit, der Dunkle, wie man ihn nannte, hatte hier gestanden und seine Weisheit verkündet, die heute nur in Fragmenten überliefert ist. Von seinen Zeitgenossen unverstanden und als Wahnsinniger abgetan, verlor sich sein Werk, wie auch die Spuren des uralten Adelsgeschlechts dem er entstammte, im Sand der Zeit. Ich nahm fälschlicherweise an, dass man ihn „den Dunklen“ nannte, da seine Worte eine Größe besaßen, die die schwache Flamme kleiner Geister kaum ausleuchten konnte, was sich als fataler Irrtum herausstellte.



Es war bei Sonnenuntergang, als die Grabungen beendet wurden, dass ich mich alleine, etwas abseits, hinsetzte und in die Welt des antiken Ephesos eintauchte. Wie mir dies möglich war, werde ich zum Schutz des Lesers nicht erklären. Es reicht zu wissen, dass ich mich zwar weiterhin in der realen Welt befand, aber mein Geist die Grenzen der Zeit durchquerte. Was mir dort geschah, geschah mir auch hier, weshalb ich mich immer nur als Beobachter dort aufhielt. Ich hörte mir jeden Abend die Vorträge Heraklits an, deren tiefe Weisheit mich, trotz mittelmäßiger Griechischkenntnisse, über alle Maßen berührte und stellte außerdem bald erstaunt fest, dass auch jener mich zu bemerken schien. Nachdem er seine Erklärungen über die Einheit der Widersprüche beendet hatte und alleine an seinem Platz stehen blieb, sah er mich regungslos an. Voller Ehrfurcht löste ich mich aus meinem Zustand und

kehrte in meine Zeit zurück, wo ich mich zu meinen Studenten gesellte. Doch mit jedem Mal, wurde der Blick des Philosophen eindringlicher und ich glaubte zunehmend eine das Abendlicht verdrängende Dunkelheit um ihn wahrzunehmen. Eines Tages verlor ich mich so sehr in dieser Beobachtung, dass ich die Zeit vergaß und mein Fernbleiben den Studenten auffiel. Auf einmal stand Viktor neben mir. Voller Erstaunen erklärte er mir, dass er mich in der Abenddämmerung sitzen vorgefunden hatte und, als er meine Schulter berührte, das Bewusstsein verlor, um nun hier neben mir zu stehen. Er konnte seinen Augen nicht trauen und glaubte zu träumen, doch ich entschied mich, naiv wie ich war, mein Geheimnis mit ihm zu teilen, um ihm die Welt zu zeigen, nach der er sich sehnte.



Die fremden Eindrücke versetzten ihn in einen Rausch der Euphorie, umso mehr noch, als er bemerkte, dass er sich unabhängig von mir bewegen konnte. Auf so eine Situation nicht vorbereitet, erklärte ich ihm, dass er nur Beobachter sein durfte, um nicht in Gefahr zu geraten. Doch meine Worte verloren ihre Wirkung, als er den Philosophen bemerkte, der, nun deutlich von schwarzen Rauchschwaden umgeben, Viktor winkend aufforderte, ihm zu folgen. Wie von der wabernden Schwärze in Ketten gelegt, rannte Viktor wortlos auf ihn zu. Um Schlimmes zu verhindern, folgte ich ihm. Heraklit bewegte sich nun mit meinem Studenten vom Tempel weg, in Richtung eines Berges. Zeitgleich füllten sich meine Lungen mit Heraklits Dunkelheit. Die Luft wurde von einem unmenschlichen Geheule erschüttert, welches mir fast das Bewusstsein raubte. An einer nahegelegenen Felswand angekommen, ver-

schwanden der Philosoph und mein willenloser Student im Berg.

Was ich daraufhin beobachtete, entzog sich meinem Verständnis, auch wenn es nur ein Bruchteil von dem war, was wirklich geschah. Bevor der Philosoph eine für meine Augen undurchdringliche Schwärze um sich und Viktor errichtete, sah ich, wie sie vor einem Altar standen, dessen Symbole mit nichts mir Bekanntem die geringste Ähnlichkeit hatten. Er musste Jahrtausende alt sein. Das letzte was ich sah, war wie etwas Unbeschreibliches aus dem Altar emporstieg, das zugleich die Quelle des Geheuls war. Es folgte, zu meinem Entsetzen, dem Finger Heraklits, den er auf Viktor richtete. Danach verschwanden sie in der Dunkelheit.

Ich sah meinen Freund erst wieder, als diese sich wieder gelegt hatte und das Geheul verstummt war. Sein Blick war verändert. Wüsste ich es nicht besser,



würde ich sagen, dass in seinen Augen eine schwarze Flamme brannte. Wortlos ging er auf mich zu und packte meine Schulter. Ich spürte meinen Geist zersplittern und verlor das Bewusstsein.

Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, war ich wieder in meiner Zeit, doch von Viktor fehlte seither jede Spur. Ich würde vielleicht an der Echtheit all dessen zweifeln, wenn ich nicht seinen vernarbten Handabdruck auf der Schulter tragen würde. Der Altar, an dem alles geschah, war heute nur ein zeichenloser Felsvorsprung. Meine Fähigkeit habe ich verloren und mit ihr meinen Ruhm. Doch das Schlimmste ist, dass ich sie spüre, ich spüre die aufziehende Finsternis. Was auch immer durch Viktor in diese Welt gelangt ist, diese Finsternis frisst Licht.

Darum geht, so lange der Tod noch Schutz bietet!



# Ein klarer Moment

SEITE 51

---

Veit Schmoll, Enschede

Ein klarer Moment offenbart sich. Auf einmal steht er vor dir. In welcher Gestalt auch immer. Es geht nur darum, ihn zu nutzen, sonst zerfällt er doch all zu schnell zu Gedächtnisstaub.

Viel zu oft geht dieser Moment einfach vorüber und man sitzt da, verloren in Gedanken: „Hättest du es jetzt mal durchgezogen, wärst aufgestanden um es in die Tat umzusetzen. Aber nein, du lässt es vorbei ziehen.“

Man malt es sich aus, bis die imaginären Stifte sowas von abgenutzt sind, dass die Anspitzer einfach verpuffen. Wieder eine Idee den Abfluss herunter gespült, dabei regt man sich doch dauernd darüber auf, dass so viele Individuen aus dem einfachsten Scheiss etwas

machen. Die Sache ist halt das Machen und nicht nur **fucking** herum fantasieren. Diese ganzen Leute dachten vielleicht auch mal so, haben drauf geschissen und ihre Beine in die Hand genommen und sind mit ihrem ach so einfachen Scheiss als erster durchs Ziel gestopplert. **Fucking** Andy Warhol. **Fucking** Konservendosen. **Fucking** Popkultur. **Fucking** Easy Listening.

Der Kopf ist im stetigen Kampf gegen all diese Easy Easy Klamotten. Fakt ist das der einfache Durchschnittskonsumentensch damit glücklich ist und gar nicht tiefer Graben möchte. **Fucking** Radio. **Fucking** Popsong. **Fucking** Wetterbericht.



Schon dringt das eigene Ich durch, dabei wollte ich mich zurückhalten. Kompromisse usw. Easy Ändern ist wohl nicht drin. Easy Easy, wohin man nur schaut.

Freidenken, Tiefgründigkeit, Nachschlagen, Hinterfragen, Auseinandersetzung, Erweiterung des eigenen Ichs. Moderner Gesellschaft ist das ein Dorn im Auge. Füttert sie mit totaler Mittelständigkeit, damit sie ausbluten und sich dann auf der Weide hinter dem Zaun des einfachen Hinnehmens einreihen.

Ich spüre, dass ich auf eine ganz eigene Art und Weise verloren bin. Ich hinterfrage dauernd, ich verändere mich stetig, ich hocke nie auf der Stelle und doch wirkt es so. Jeden Tag werde ich wach und glaube, 200 kg schwerer zu sein, so dass es mir schwer fällt, auf zu stehen. Dabei ist doch alles so easy.



Jovana Reisinger, München

*Prolog.*

Eine Krähe fliegt vom Dach in die Fichten.  
Noch immer starre ich ungläubig die Fichten  
an,  
wie sie die Dunkelheit einsaugen und zwischen  
sich ausspucken.  
Hier wissen die Vögel nicht wie man singt,  
hier schreien sie schrill und verachtend.  
Auffordernd.  
Sie beobachten jeden meiner Schritte,  
ihr Geschrei kann mich nicht mehr aus der Ruhe  
bringen.  
Ihr Schweigen tut es manchmal.  
Es ist Mitte des Monats und anderswo knallen die  
Meisen gegen die Fenster.  
Dann liegen sie mit ihren blutigen Schädeln auf  
dem Grund, a  
in einer gewaltigen Stille.

*Das Gedicht ist zu Beginn aufzusagen. Die Gesellschaft ist ein Theaterstück, die Protagonistin, Sprecherin dieses inneren Monologes, ist leider nur die Zweitwichtigste. Die Hauptrolle, die der Prinzessin, wurde erstmalig einem Mann gegeben. Der Vorhang ist meist geschlossen, aber eventuell ist er transparent. Auf der Bühne befinden sich sowohl der Turm der schlafenden Prinzessin sowie die Wohnung der Protagonistin. In der Mitte des Stückes müssen diese in einander übergehen (Scherbenkrieg). Die Medien sind bereit, bedeutet überall, die Beleuchtung ist sechzehn Uhr, Winter. Keine Zeitangaben erforderlich. Die Protagonistin macht was ihr einfällt (bitte kein stampfen, aber gerne auf den Boden oder an Wände werfen, sit-*



zen und starren, die Beine verschränken oder spreizen, aber bitte keine Dessous, dafür eventuell viel Wein) und hält sich an eine äußerst wütende Frau. Die Sätze in Klammern sind von ihr als Regieanweisung zu schreien. Teures und billiges Porzellan wird an die Decke geworfen (Vorschlag: Royal Copenhagen, besonders schönes weiß). Es fließt weder Blut, noch wird der Kerl wach. Kein Zucken. Der schlussendliche Heldinntod ist so wenig tragisch zu inszenieren, wie er sich anfühlt. Der Vorhang ist aber eben dann nicht zu schließen sondern das Publikum soll die Schlafenden ruhig so lange anstarren, bis sie selbst schlafen und sich an den Satz erinnern: „... dass das Publikum mal wieder etwas auftaut und bemerkt in welchen Trümmern auch es liegt. Das ist ja faktisch und klinisch beinahe tot!“ Vielleicht monotones Wiederholen bis der letzte Zuschauer das Theater verlassen hat. Dann

erst kann der Vorhang herunter gelassen werden. Das Porzellan ist dem Fachhandel zurückzugeben.

(Still, schrei ich, große Frau!)

Es ist mir also nicht vergönnt die Prinzessin zu sein. Da hat jemand ganz anderes die Rolle an sich gerissen, ohne dass ich es bisher mitbekommen habe. Die Stellenausschreibung muss ich übersehen haben, als ich mich nach neuen Werdensformen erkundigt habe. Ich musste mich ja auch so beeilen, wenn auch diesmal niemand hinter mir her war. Nicht dass ich generell eine verfolgte Frau wäre. Aber hin und wieder schleicht so ein Jäger daher oder so eine bucklige Alte. Und die versprechen selbst im Märchen nichts Gutes.

Heutzutage kriegt man ja auch nichts mehr mit. Da hat ja jeder in seiner eigenen Masse die Glaubwürdigkeit



.....

verloren. Da kann mir weder der Dschungel noch der Teletext eine wirkliche Auskunft geben. Außerdem habe ich weit und breit in dieser Wohnung kein Kabel und hätte ich eins, würde ich es nicht zum Fernseh schauen benutzen, sondern um irgendetwas aufzuhängen. Meine Gedanken zum Beispiel. Oder einen Leichnam. Die große Freiheit der Selbstverschuldung. Da soll man immer alles selbst entscheiden. Vielleicht habe ich auch einfach das Kreuz an der falschen Stelle gesetzt.

Ich musste also wieder aufwachen und darf nicht hier oben liegen bleiben und dabei warten bis ein Prinz kommt, oder eben nicht. Wenn keiner kommt, bin ich die Königin der Nacht, wenn einer kommt, bin ich wenigstens nicht älter geworden, aber die Welt. Ich finde mich eh heute schon kaum zurecht, da ist mir die Zukunft auch egal. (No Future, große Frau!)

Beide Entwicklungen wären mir erträglich. Aber nein, ich durfte eben nicht die Prinzessin werden in diesem großen Stück.

Ich muss also immer wieder aufwachen, und mir das ganz Entsetzliche reinziehen. Das Einschlafen nehme ich gerne entgegen, gerne auch mit Hilfe der nötigen Pharmazeutika. Ich träume ohnehin nicht mehr. Das, obwohl die Nächte klar sind und kalt. Da könnte jemand Interessiertes alle Sterne zählen. Und dann ein Protokoll darüber veröffentlichen. Für andere Interessierte, in einer Fachzeitschrift.

(Aufwachen, große Frau!) Das ist doch allerhand, was sich da der Körper, oder ist es der Geist, schon wieder weiß ich so wenig von der Welt, erlauben kann. Da hilft dann kein jammern und seufzen. Irgendwann ist man wach. Nicht aber die Prinzessin, die hat sich ja nun hingelegt um zu war-



ten. Dabei hatte das Warten lange gar keinen guten Ruf. Jetzt ist es wieder schick. Und wir, als der Rest der Besetzung, stehen an irgendwelchen Ecken den ganzen Tag und tauschen tief enttäuschte Blicke aus, weil wir zu müde sind zum Reden. Als würde sie unseren Schlaf gleich mitkonsumieren.

Aber auch ich habe leider das Interesse verloren. Deshalb brauchte ich eine ordentliche Wesensveränderung. Freilich, wäre ich Prinzessin, dann hätte man sich noch eine tolle Geschichte um mich herum ausdenken müssen, damit ich ein bisschen interessanter für die Massen werden würde. Vielleicht auch eine Gesichtsoperation, oder eine tragische Kindheit. Oder einen bösen Wolf? Da hätten wir, damit meine ich die Masse und mich, dann ein Vater- und sogar ein Mutterproblem haben können und vielleicht hätte ich auch ein paar Jahre in einem Keller verbracht. Aber eben noch nie in

einem Turm! Heute muss man sich schon ins Zeug legen um das Publikum für sich zu gewinnen. Das Publikum wiederum könnte dann zufrieden mitfühlen, mindestens einmal die Woche zur Hauptsendezeit und endlich öffentlich mitleiden. Vielleicht springt ja auch was für mich dabei raus, im Heute muss man sich ja schon jetzt überlegen, wie man sich das Später finanziert. Ist ja dann niemand mehr da, der einem mit Geld winkt.

Aber, ich bin ja wieder da. Aufgewacht und vollkommen interesselos. Dabei habe ich mir schon ausgemalt, wie sich hier die Presse in Scharen versammelt nur um mal kurz einen Blick auf mich zu erhaschen. Ewiges Blitzlichtgewitter und mindestens eine Titel-Story. Die ewig Schlafende, könnte dort dann stehen, schläft immer noch. Und ich könnte seelenruhig erahnen, wie interessant ich bin. Aber wie gesagt, auch



das sei mir nicht vergönnt. Nicht dass ich generell unzufrieden wäre. Aber tatsächlich gibt mein Aussehen gerade noch mehr her, als meine Intelligenz. Das hätte man heute noch gut umsetzen können, damit hätte man sich praktisch noch mal etwas Geld anschaffen können.

Bevor es dann tatsächlich dazu kommt, dass ich wirklich noch lernen muss wie die Welt funktioniert um mit Wissen Geld zu verdienen. Gut, in meiner jetzigen Position erhalte ich auch ein festes Gehalt, aber diese Rolle ist eine Fehlbesetzung. Da denkt man doch manchmal, man sei hirntot und die Leute denken sie hätten verstanden was man will. Aber ich will die Welt sowieso nicht. Nur mit den Dingen, die ich nicht sehen kann, komme ich unglaublich gut zurecht. Jetzt all' die Zusammenhänge auswendig lernen? Was ja faktisch auch viel länger dauert und, meine Güte, ewig habe ich nun auch nicht Zeit!

An mir wäre die Rolle perfekt gewesen, habe ich doch eh nichts zu tun und entspreche ich doch so ganz dem gängigen Schönheitsideal. So ein bisschen hässlich, ein bisschen schön, ein bisschen Mittelmaß mit einer ordentlichen Arroganz. Stattdessen habe ich also die Rolle des Elefanten bekommen, der, seiner Bestimmung folgend, durch den Porzellanladen trampelt und ordentlich Geschirr zerdeppert. Dabei ganz unabsichtlich, geradezu als würde es in meiner Natur liegen, als große Frau! Geht das als Entschuldigung nun durch, oder nicht, frage ich da! Schließlich muss ich das mit der Versicherung klären. Sicherlich, großen Ärger wird das geben, wenn ich noch mehr Teller an die Decke werfe. Aber ich kann mich selbst nicht aufhalten, nicht wenn es vorher schon so ausgemacht wurde. Schau sich das einer an, wie hier das Zeug auf ihn runter-



prasselt. Da findet er sich gar nicht mehr zurecht. Der kommt nicht einmal auf die Idee, einen Schirm aufzuspannen. Der wacht nicht einmal von diesem Krach auf.

Kann das Ganze ja auch interessant machen, Scherben reizen die Zuschauer ja immer gewaltig. Blut ja auch, aber noch blutet hier niemand. Schade eigentlich, die nötige Dramatik hätten wir dann auch erreicht. Die wollen ja das Spektakel, aber ich bin nicht so eine. Warum sie dieses Mal einen Mann engagiert haben, kann wohl so recht niemand erklären. Das war wohl eine Gender Entscheidung der Chefabteilung, und zu aller Not spiele ich nun die, die ihn daraus wieder wach küssen soll.

Wenigstens werden wir mit diesem Stück nicht alt. Aber mit einem Schlag, dann wenn ich mich dazu entscheide, holt uns die Zeit wieder ein. Das wird ein Fest! Da werden wir dann aber alle die Augen

aufreißen und nicht mehr so ganz wissen wo wir sind und wo wir überhaupt hin sollen. Die Welt bleibt leider nicht für uns stehen. Dass konnte sich die Produktion dann doch nicht leisten, und die Sponsoren fanden das Format nicht spektakulär genug. Weil wir keine Mondlandung mit eingebaut haben. Mir ist's recht. Ich finde mich eh heute schon kaum zurecht, da kann mir die Zukunft ja nun wirklich egal sein. (Wirklich no Future, große Frau!)

Es ist ein Drama, dieses Stück, aber wir haben uns auch um diese Stellen beworben. Da liegt dieser Mann, ich meine diese Prinzessin, nun also unberührt in diesem netten Bettchen, während ich mich hier mit dem Geschirr plage! Und wer soll den Dreck danach wieder wegräumen? Natürlich, die Wachen! Denn wer schläft, rührt hier keinen Finger. Das hat sich die Prinzessin wunderbar ausgedacht, muss nicht einmal mit



der Wimper zucken und die Bestimmung bestimmt sich von selbst. Selbstredend lasse ich ein paar Bruchstücke zurück, die kann sie sich dann beizeiten mal ansehen, ich meine er. Damit muss ja das ganze Stück endlich den Bach runtergehen. Aber das ist kein Einzelschicksal, in der Regel sind ja Alle unzufrieden. Aber wir stellen uns der Öffentlichkeit! Die hat nämlich ein Recht darauf, darüber informiert zu sein! Jedes Detail will ich an die Öffentlichkeit preisgeben, wenn sie bezahlen. Nichts ist umsonst, selbst ich nicht! Selber Schuld, wer nicht aus reichem Hause kommt. Da muss man eben nehmen was man kriegt. Oder kriegen was übrig bleibt, sonst bleibt man selbst übrig und dann nimmt einen ja Niemand mehr. Nicht einmal die Illustrierten nehmen einen dann noch, und die nehmen ja nun wirklich alles. Dann könnten wir es denen erzählen, vielleicht fragen die uns ja.

(Los, bück dich, große Frau!) Da erübrigt sich die Frage nach einer Pause. Dabei haben mir noch alle dazu geraten, mich zu verändern. Weil sie es auch immer besser wissen, diese Schlangen. Nichts darf man mehr selbst entscheiden. Die waren ja auch scharf auf den Posten der Prinzessin, stattdessen muss die eine den Vorhang nun hoch und runter lassen. Da kann auch sie noch lange warten, so lange ich diesen Kerl da nicht wach küsse, solange kann sie den Vorhang von mir aus unten lassen. Ich will dem jetzt nicht hundert Jahre beim Schlafen zusehen, aber von mir aus, wenn es das Publikum nach ihm verlangt, gerne. Nach oben damit - zum öffentlichen zur Schau stellen seiner Reize. Ich denke gar nicht daran, in den Turm hinaufzusteigen, wo der Kerl wahrscheinlich auch noch schnarcht und ich wohn hier in dieser Ein-Zimmer-



Wohnung. Mehr war wohl nicht drin, für die Zweitwichtigste in diesem Stück. In der Zwischenzeit werde ich versuchen hier das Geschirr wieder aufzuräumen. Dazu bin ich wohl nun bestimmt. Das liegt aber jetzt an meiner Erziehung, nicht an dieser Geschichte. Da hat die Mutter zu viel gepredigt, über den Dreck im Haus. Das ist mir ein Graus, das Chaos hier mit anzuschauen, haben wir doch vor allem mit der Aufführung gerade erst begonnen. Da brauchen wir bald eine ganze Kolonne an Immigranten, die mal wieder ordentlich unseren weißen Dreck aufwischen. Das ist eine richtige Schlamm Schlacht! Schützengraben! Überall Zeug und abgetrennte Körperteile! Jetzt kann ich mir wieder ausdenken wie ich den Dreck hier rauskriege, die Kolonne wird ja doch nicht bestellt. Und dann kann ich gleich damit anfangen das Zeug aufzuklauben, dass der mir dann später hinter her werfen wird. Wird

schon gewusst haben, die Prinzessin, warum sie den Schlaf so dringend nötig hat. Jetzt liegt sie metaphorisch ganz in ihrer eigenen Saffe. Wunschlos unglücklich liegt sie da und ganz entgegen meiner Vorstellung liegen keine Tiere neben ihm um den Schlaf zu bewachen. Nicht einmal die Krähen liegen noch hier. Oder die Meisen mit aufgeplatztem Schädel. Ganz im Gegenteil werde ich dazu genötigt, beim Schlafen zu zuschauen. Natürlich liegt es in meiner Hand. Wecke ich den allerdings auf, ist er wach! Und wie geht die Geschichte dann weiter? Eine Heirat im Schloss? Nein, bitte, ohne mich. (Später, große Frau, hier wird doch geschlafen!) So lange der noch nicht mal merkt, dass er sich an weiße Scherben schmiegt, und nicht an meine weiße Wange kann ich hier auch schreien wie ich will! Von dem Blut auf dem Bettlappen ganz zu schweigen! Dabei war ich



recht zufrieden mit meinem Leben. Aber urplötzlich musste man ja was werden und frei musste man sein und vor allem unabhängig. Gerade als große Frau! Da steht man ja heute nicht mehr hinterm Herd und findet das gut. Heute muss man ja ständig nein sagen, um Frau bleiben zu dürfen. Und schon hat man auch hier die Rollen getauscht. Mir ist der Gute ja generell recht egal. Wird schon verdient haben was er da bekommen hat, hintergangen fühle ich mich trotzdem. Selbst das Kleid in dem er sich bettet, würde mir bei weitem besser stehen! Aber heute Nacht sterbe ich den Heldinnentod, ganz freiwillig, wenn ich ins Bett gehe und dann lass ich nicht nur einen Schuh draußen liegen. Vielleicht findet sich ja eine Andere die ihn dann wach küsst. Ich bin es erstmal nicht. Mithilfe der nötigen Pharmazeutika werde ich vorerst auch gar nicht mehr aufwachen. Das ist vielleicht Vertragsbruch, aber

verklagen kann mich die hungrige Masse dann später.

Heute Nacht lieber der Heldinnentod und dann können die Jäger schießen worauf sie wollen. Vielleicht als erstes auf den Kühlgenerator, dass das Publikum mal wieder etwas auftaut und bemerkt in welchen Trümmern auch es liegt. Das ist ja faktisch und klinisch beinahe tot! Dann können von mir aus auch die Wölfe fressen, wen sie wollen.

*Epilog.*

*Die alten Leute sagten über dieser Sendung: Die Jugend, die ist zerrissen. Und ich sage darauf: selbst wenn ich alt bin, werde ich noch immer so zerrissen sein. Zumindest will ich es versuchen. Auch wenn sie damit nur unsere Kleidungsstücke meinten. Letztendlich meine ich etwas anderes.*



Marcus Benjamin, Wien

Matthias wurde am 17. Juli 1968 geboren, gezeugt in einer Berliner Nacht, von der seine Mutter Eva Irmengard später behaupten würde, es wäre eine der besten Nächte ihres Lebens gewesen, selbst wenn sich sein Vater nie mehr gemeldet hatte. Bereits in der Windel wurde ihm von den Kommilitonen Eva Irmengards das kommunistische Manifest vorgelesen, er lernte mit zwei Jahren die Internationale zu summen und war auf den zahlreichen Demos, auf welchen sich Eva Irmengard mit den verschiedensten Liebhabern versorgte, immer ein fester Bestandteil; trug sie ihn zuerst noch in der Juteschlinge auf dem Rücken oder zwischen ihren Brüsten, zog er später neben ihr die Straßen entlang, er reckte dann seine Kinderfaust nach oben und skandierte die jeweils ausgegebene Tagesparole mit

kindlichem Eifer. Mit seiner Einschulung im sechsten Lebensjahr wurde er den Großeltern in Südbayern übergeben, Eva Irmengard packte einen Rucksack, sie müsse sich nun selbst finden, behauptete sie und bestieg ein Flugzeug, das sie zuerst nach Indien brachte. Von dort aus verschlug es sie einmal quer über den Erdball, bis sie zur Sommernacht eines Jahres unvermittelt vor der Tür ihres Sohnes Matthias stand. Aus Matthias, dem ehemaligen Kinderdemonstranten war ein erwachsener Mann geworden, der seine Hemden in die Hose steckte. Ein kleiner Schnauzbart, wie ihn manche Hollywoodschauspieler gern getragen hatten, schwang sich keck an seinem Amorbogen entlang, hin zu den Seiten seines Mundes, dessen Lippen jetzt fest zusammengepresst



waren; unter dem Hemd verbarg sich ein kleiner Bauch. An Matthias drängelte sich ein Kind vorbei, ein kleines Mädchen, das die weißhaarige Frau mit dem Seesack über der Schulter neugierig mit großen Augen musterte und fragend zwischen ihrem Vater und einer Frau hin- und her sah, von der sie bald erfahren würde, dass es sich um ihre Großmutter handelte. Die beiden Erwachsenen standen sich gegenüber, schwiegen und sagten kein Wort, bis sie sich in die Hocke begab und das Mädchen nach ihrem Namen fragte, um anschließend den Schleier zu lüften und sich als „Deine Oma“ vorzustellen. Das Kind musterte sie, Matthias schwieg immer noch, schließlich trat er einen Schritt beiseite, bat seine Mutter hereinzukommen und führte sie durch die Doppelhaushälfte, die er zusammen mit seiner Tochter bewohnte. Wo denn die Mutter sei, fragte Eva Irmengard. Weg, antwortete ihr Sohn und begab sich in

die Küche, um Tee aufzusetzen. Wie es ihm denn ergangen wäre, fragte seine Mutter und er antwortete, wie es einem eben erginge, wenn die eigene Mutter abhauen und sich auf einen Selbstfindungstrip begäbe. Eva Irmengard bat ihn mehrmals um Verzeihung. Ohne dass er gefragt hätte, begann sie aus den Jahren ihrer Wanderschaft zu berichten, das Kind stand stumm im Türrahmen und wagte es nicht, die weißhaarige Frau zu unterbrechen. Matthias stand stumm an der Küchenanrichte, erst als der Tee fertig war, reichte er seiner Mutter eine Tasse, die sie ohne ihre Erzählung zu unterbrechen, beiseite stellte. Als sie geendet hatte, bat sie ihren Sohn ein weiteres Mal um Verzeihung. Dann begann Matthias zu berichten, je mehr er sprach, desto wütender wurde er, das Kind rannte nach oben in sein Zimmer, um sich dort zu verstecken. Manchmal stammelte seine



Mutter, dass es ihr so leid tate, aber er schrie sie an, zu schweigen. Nachdem er zu Ende gelangt war und sich so ihre beiden Leben am heutigen Tag wieder getroffen hatten, wartete Eva Irmengard einen Moment, ehe sie ihn bat, über Nacht und für einige Tage mehr bleiben zu dürfen. Außerdem käme noch jemand, ein alter Freund, wie sie es nannte und Matthias zuckte nur mit den Schultern. Eva Irmengard ging nach oben, wo sie das Kind vermutete. Vorsichtig klopfte sie an eine geschlossene Tür, dann betrat sie den Raum. Das Kind lag auf dem Bett und weinte. Sie kam näher, setzte sich, sagte „Hallo Luisa“ und versuchte sich an die alten Spiele aus der Zeit, als ihr Sohn in Luisas Alter gewesen war, zu erinnern.

\*

Anna wurde 1979 geboren, sie wuchs in einem behüteten Elternhaus auf und wurde dort, als ältestes von drei Kindern,

wie eine Prinzessin behandelt. Jeder Wunsch wurde ihr erfüllt. Sie meisterte ihre Schulzeit mit Bravour, an der Universität wechselte sie mehrmals den Studiengang und verbrachte zwei Semester im Ausland, ehe sie während eines Aufenthalts in ihrer Heimatstadt auf einem kleinen Fest Matthias vor einem Weinausschank antraf, wo man gemeinsam darauf wartete, dass man an die Reihe kam. Sie verstanden sich auf Anhieb gut und obwohl Anna längst nicht mit ihrem Studium abgeschlossen hatte, zudem noch mindestens zwei weitere Auslandsaufenthalte absolvieren wollte, ehe sie sich für einen neuen Lebensabschnitt bereit fühlen könnte, beschlossen Anna und Matthias, zusammen ein Kind zu zeugen. Sie gaben ihm den Namen Luisa, was Anna an ihre Urgroßmutter erinnerte, da alle immer behaupteten, sie sähe dieser Frau so ähnlich, wie aus dem Gesicht ge-



.....

schnitten und Matthias gefiel, weil Luisa bereits als Säugling deutlich die Schönheit ihrer Mutter Anna zeigte. Um das Kind großzuziehen, verließ Anna die Universität vier Semester vor ihrem Abschluss, sie schwor den Partys ab, ließ das Rauchen, den Alkohol, die gelegentlichen Drogenexperimente sein und zog zu Matthias in eine Doppelhaushälfte, die sie in den kommenden drei Jahren in ein beschauliches Heim verwandelte. Sie verbesserte ihre Kochkünste, bügelte die Hemden und Hosen ihres Mannes, der als Sachbearbeiter bei einer großen Versicherung ein gutes, regelmäßiges Gehalt verdiente und gab sich ihm ganz hin, dennoch verzichteten die beiden auf eine Hochzeit. Dank des Internets und seiner Möglichkeiten hielt sie einen guten Kontakt zu ihren früheren Freunden, die in alle Welt verstreut waren. Sie nahm an deren Erlebnissen teil, fast als wären es ihre eigenen, wusste über den Stand

der Wellen an einem Strand in Chile ebenso Bescheid, wie über die Höhe der Schneedecke, die ein Blizzard nach New York getragen hatte. Sie sah ihre Tochter wachsen und zu einem aufgeweckten Mädchen werden. Eines Morgens rief sie ihre E-Mails ab, Luisa war hinter ihr mit dem neuesten Lernspiel an der Playstation beschäftigt, als sie spürte, dass ihr das Haus, Matthias, selbst ihre Tochter Luisa fremd geworden waren. Unvermittelt erinnerte sie sich an ihr Studium, das in nur vier Semestern, von denen sie zwei im Ausland verbringen hätte wollen, zu Ende gegangen wäre. Sie ging nach oben in ihr Kreativzimmer, wo neben einer Töpferscheibe ein Regal stand, dort waren alte Unterlagen verwahrt und als siebenundzwanzigjährige Frau verließ sie ihr Kind, ihren Lebensabschnittgefährten und die Doppelhaushälfte, um den Träumen ihrer Jugend



nachzujagen. Auch diesmal wurde sie generös von ihren Eltern unterstützt, die immer noch die Prinzessin in ihr sahen, der sie vom Moment ihrer Geburt an jeden Wunsch erfüllt hatten. Matthias führte lange Gespräche mit ihren Eltern, die ihm nie wirklich nahegekommen waren, er zerbrach sich den Kopf, ob eine Eheschließung vielleicht Rettung mit sich gebracht hätte, Annas Eltern nahmen sich die Zeit, seine verletzte Seele zu pflegen, schirmten ihre Tochter aber ansonsten von ihm ab. Briefe, die er für Anna geschrieben hatte und den Eltern übergab, in der Hoffnung, sie so zu erreichen, wanderten ungelesen ins Altpapier, Geld, das er für die Mutter seines Kindes mitbrachte, wurde wohltätig gespendet und erst, als er anwaltlich damit zu drohen begann, Anna für alle Zeiten das Sorgerecht für Luisa entziehen zu lassen, eröffneten ihm ihre Eltern, dass diese gerade in New

York an ihrem Abschluss arbeitete und dort in eine andere private Situation geraten sei. Sie versicherten ihm, dass Anna das Wohl ihrer Tochter sehr am Herzen läge, baten ihn, beizeiten wiederzukommen und verwiesen ihn dann freundlich, aber bestimmt, der Tür. Einen Moment lang fragten sie sich, ob es nicht besser gewesen wäre, Anna zu bitten, doch endlich heim zu Kind und Vater zu kommen, aber dann erinnerten sie sich an ihre eigene Vergangenheit und beschlossen daher, den Dingen ihren Lauf zu lassen.

\*

Christian und Martha wuchsen gemeinsam als Nachbarn auf. Bereits seit dem ersten Tag, den sie zusammen im Sandkasten des nahegelegenen Spielplatzes verbracht hatten, entwickelte sich eine tiefe Liebe zwischen ihnen, sodass die Entscheidung, ein ganzes Leben miteinander zu verbringen, eine



selbstverständliche war. Sie heirateten, sobald es ihr Alter zuließ und setzten in schneller Folge drei Kinder in die Welt, denen sie die Namen Anna, Martin und Paula gaben. Vor allem ihrer ältesten Tochter widmeten sie einen Großteil ihrer Liebe, penibel achteten sie aber darauf, dass auch die beiden Nachgeborenen nicht zu kurz kamen. Sie sahen zu, wie ihre Kinder jedes für sich eine großartige Schullaufbahn absolvierten und anschließend an die Universität gingen, jedes für sich an eine andere. Martin entschied sich für ein Jurastudium, Paula dafür, Ärztin zu werden, lediglich Anna wechselte immer wieder das Studienfach. Da beide Eltern eine andere berufliche Laufbahn eingeschlagen hatten, waren sie umso stolzer, drei Kinder an die Universität gebracht zu haben, nie wäre ihnen der Gedanke gekommen, Anna oder Martin oder Paula in die eigene Lebensplanung hineinzureden.

Christian, der eine gut gehende Bäckerei besaß und daher Frühaufsteher war, vergrößerte das Unternehmen, das er von seinem Vater übernommen hatte, um vier Filialen, die er an schlaue ausgewählten Punkten verteilte, Martha hingegen, die als Krankenschwester tätig gewesen war, ehe die Kinder kamen, widmete sich fortan ganz der Pflege des Eigenheims. Eines Abends, als Anna gerade nach ihrem zweiten Auslandsaufenthalt und dem vierten Studienfachwechsel wieder Fuß gefasst und einige Zeit zu Hause bei ihren Eltern verbracht hatte, kam sie mit einem Mann ins Wohnzimmer, der einen nicht unschönen Schnurrbart trug und sich als Matthias vorstellte. In einem langen Gespräch eröffneten Anna und Matthias, dass Christian und Martha in absehbarer Zeit Großeltern würden. Christian, der Bäcker, betrachtete den immer noch recht flachen Bauch



seiner Tochter, er betrachtete Matthias und versuchte sich vorzustellen, was passiert war. Unruhig wanderten seine Augen zwischen den beiden hin und her. Martha hingegen, die in Gedanken bei den fälligen Renovierungsarbeiten an Dach, Außenwand und überhaupt bei der Neugestaltung des Eigenheims gewesen war, reagierte, indem sie spontan eine Flasche Wein öffnete, was sie sonst nie tat, sich selbst das erste Glas eingoss und einen großen Schluck nahm, ehe sie unter vielen Entschuldigungen auch Christian, Anna und auch Matthias versorgte. Sie bat Anna, sich zu ihr zu setzen, wies Matthias den Platz neben Christian zu und begann, das Haar ihrer Tochter zu streicheln, nahm sie in die Arme und versicherte ihr, dass alles gut werden würde. Anna reagierte nicht abweisend, aber doch irritiert, sie sei sich ihrer Sache schließlich sicher und würde dafür sogar zu Matthi-

as ziehen, der als Sachbearbeiter mit Aussichten auf eine gute Karriere die Familie sicher ernähren können würde. Nachdem Anna und Matthias gemeinsam gegangen waren, saßen Christian und Martha noch lange in ihrem Wohnzimmer. Es war der Bäcker, der als Erstes sprach und seine Meinung zu diesem Vorfall preisgab. Man könne Semmeln und Brezeln nicht zusammen in einen Ofen schieben, sagte er, das eine Gebäck würde immer verbrennen und das andere wäre nicht einmal halb durch. Martha pflichtete ihm bei und so wurde der Entschluss gefasst, Anna auch weiterhin in allem zu unterstützen. Sie kauften Kinderartikel, schenkten dem jungen Paar ein Elternwochenende in Südfrankreich, buchten für Anna einen Mutter-Kind-Kurs und versuchten ansonsten, sich so dezent wie möglich zu verhalten. Als sie Luisa das erste Mal sahen, weinten Christian und Mar-



tha vor Glück und Rührung über dieses frühe Geschenk, das ihnen ihre älteste Tochter gemacht hatte. Schließlich teilte Anna ihnen ihren Entschluss mit, Kind und Vater zu verlassen. Christian und Martha brachten ihre Tochter wenige Tage später zum Flughafen und baten sie, sich regelmäßig zu melden.

\*

Eva Irmengard lebt heute in einer kleinen Künstlerkolonie in der französischen Schweiz. Die Menschen dort glauben felsenfest, einen heiligen Berg entdeckt zu haben, außerdem sind sie überzeugt davon, vor dem Weltuntergang, der mittlerweile jedes Jahr aus den verschiedensten Gründen aufs Neue ausgerufen wird, sicher zu sein. Martha starb im Herbst 2015. Christian 2016, länger als ein halbes Jahr hat er es nicht ohne seine geliebte Frau ausgehalten. Anna hingegen lebt ebenfalls noch. Sie hat eine neue Familie gegründet, drüben an

den großen Seen. Ihr Mann ist Republikaner und Teilhaber einer gut laufenden Anwaltskanzlei in Chicago, er wird für den Gouverneursposten kandidieren, wenigstens in vier Jahren will er soweit sein. Das nicht unbeträchtliche Vermögen, über das Anna unvermittelt verfügte, ist ihm dabei eine gute Hilfe, aber auch er selbst ist gut situiert. Sie besitzen fünf Hybridwagen ausnahmslos aus deutscher Produktion; Anna hat zwei weitere Kinder geboren und einmal pro Monat fährt sie nach Kanada, um dort zu jagen. Ihre Fähigkeiten an Flinte wie Büchse sind beträchtlich. Niemand würde dieser zierlichen Person - deren jugendliches Aussehen einige Chirurgen recht weitgehend erhalten konnten - zutrauen, mit einem klobigen Gewehr in ihren fast faltenfreien Händen, einen Blattschuss zu landen. Matthias hat sich einige Jahre, nachdem An-



nas Eltern ihn fortgeschickt haben, in der Garage das Leben genommen. Zu diesem Zeitpunkt waren Christian und Martha schon tot. Paula und Martin, die an den entgegengesetzten Enden des Landes wohnen, haben Luisa die Verwandtschaft verweigert, auch sprechen die beiden Geschwister nicht mehr miteinander, aber wann das Schweigen genau begonnen hat, weiß ich nicht. Damit bin ich eigentlich am Ende meines Berichts angelangt.

Mir gegenüber sitzt Luisa. Eine schöne, junge Frau, die auf dem Tablet gerade eben die letzten Daten für mein Abschluss Honorar freigegeben hat, nur wenige Sekunden später zeigt das Display meines Tablets eine Bestätigungsnachricht. Hinter mir leuchtet der Stephansdom in der Abendsonne, mein Büro liegt im achten Stock. Von dem Verdienst, den mir diese Wühlarbeit - eine Kombination ihrer Erzählungen und eine akribische

Recherche sowie ein paar kleine Freiheiten und Hypothesen bezüglich der Ereignisse - eingebracht hat, kann ich für die nächsten Monate gut leben, ich werde nicht zwingend arbeiten müssen. Denn auch Luisa verfügt dank des Todes ihres Vaters über ein kleines Vermögen, sodass sie mir den Flug nach New York finanzierte, wo ich mich auf Annas Spur setzte, bis ich sie in Kanada während des monatlichen Jagdaufenthalts aufstöberte.

Oh ja, ich kenne ihre Schießkünste nur zu gut und auch die faltenfreien Hände, mit denen sie im ersten Moment unserer Begegnung ihr Gewehr auf mich richtete und ich mich unvermittelt mit dem Loch einer Mündung, die mir entgegengierete, konfrontiert sah. Lediglich die Tatsache, dass ich aus Angst vom stark akzentuierten Englischen ins angelebte Wienerische zurückfiel, dürfte mich



gerettet haben, sah ich doch verdreckt von mehreren Stunden des Suchens in einem abgelegenen kanadischen Waldstück alles andere als vertrauenswürdig aus; ich blieb das Wochenende mit ihr und der übrigen Jagdgesellschaft in der zugehörigen Landhütte und sah ihr zu, wie sie eigenhändig erlegtes Wild aufbrach. In den Nächten ließ sie sich vor der Hütte unter dem klaren Himmel Kanadas an ihr früheres Leben erinnern, gierig sog sie die Einzelheiten über Luisa auf, von Matthias aber mochte sie nichts wissen und die Nachricht über seinen Tod schien sie völlig kalt zu lassen. Zum Abschied gestand sie mir an diesem frostigen Morgen, dass sie die Österreicher immer schon gern gemocht hatte und in der letzten Nacht bat sie mich zu sich in ihr Zimmer, dort hielten wir uns lange umarmt, ich spürte, dass mich der Augenschein nicht getrogen hatte. Auch ihr Körper war weitgehend ohne Falten

geblieben, die Ärzte hatten die Narben geschickt verborgen; davon habe ich Luisa nichts erzählt.

Ebenso finanzierte Luisa mir die Nachforschungen zu Eva Irmengard. In diesem verrückten Dorf am Fuße eines heiligen Berges verbrachte ich einige wirklich gute Tage und Nächte, dort wurde ich ständig umarmt, in den Kreis aufgenommen; aber dennoch kann ich guten Gewissens sagen, dass ich mich immer noch für einen Agnostiker halte. Eva Irmengard, die ihr schneeweißes, gezopftes Haar in Kranzform um den Kopf gewickelt trug und fast unheimlich breit lächelte, fragte mich über ihre Enkeltochter aus, wollte aber von deren Mutter, „der verwöhnten Prinzessinnenschlampe“, wie sie zischte, nichts wissen. Sie gab mir ein Armband für ihre Enkeltochter mit, das sie vor allem Bösen beschützen sollte.



Luisa weint, spielt mit dem Armband und klackert dessen Glasperlen aneinander, klack, klack, klack, klack, klack. Ich schiebe ihr eine Packung Kleenex aus selbstreinigendem Material über die Oberfläche meines Schreibtisches, dankbar greift sie mit einer Hand danach und fingert das zuoberst liegende heraus. Nicht nur der Stephansdom leuchtet, auch die lackierte Holzplatte reflektiert das goldene Licht. Es wäre das nun der geeignete Moment für die von Johann Strauss' Vater entlehnte, um einige Takte langsamer gespielte Fanfare der Stadt, die seit zwei Jahren jeden Abend Schlag 20 Uhr aus Lautsprechern über die altherwürdigen Plätze des inneren Wien hallt - genauso, wie es der Volksentscheid gewünscht hatte.

„Da wäre noch eine Sache“, sage ich. Luisa schießt mich über den Rand eines Kleenex an, geräuschvoll zieht sie ihre

hübsche Nase hoch, die Haut kräuselt sich zwischen ihren tiefblauen Augen, das Klackern bricht ab. „Sind sie mit meinen Recherchen zufrieden?“ Sie ist wirklich hübsch. Ob ich sie zum Essen einladen sollte; jetzt, wo unser Vertrag geendet hat, spricht nichts mehr dagegen, und nicht nur, dass mir dieses kleine Kräuseln ihrer Nasenwurzel gefällt, oder die tiefblauen Augen, sie hat fantastische Beine, wie sie auf ihren Pumps vor einigen Monaten in mein Büro gestöckelt kam, waren mir vor allem diese Beine aufgefallen, lang, schlank und an den richtigen Stellen muskulös.

Luisa nickt. „Ich denke, ich bin zufrieden. Und ich denke, ich werde meine Mutter besuchen fahren. Danke für das Armband“, sagt sie. „Gehen wir vorher noch essen?“ Hinter uns leuchtet der Stephansdom, aber wir beide wissen, dass es nur eine Frage der Zeit ist,



bis die Nacht hereinbricht und das natürliche Licht einer untergehenden Sonne durch Strahler ersetzt wird. Es ist den Wienern wichtig, dass er leuchtet, der Dom.



# DU WIRST GELESEN!

Texteinsendungen an `info[youknowit]parsimonie.de`

Hinweise zu Texteinsendungen auf: **[www.parsimonie.de](http://www.parsimonie.de)**



# *Impressum*

---

SEITE 75

## *Redaktion:*

Fabian Bross, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

## *Gestaltung/ Titelbild:*

Fabian Bross

## *Anschrift:*

Markus Michalek  
Schellingstr. 48  
80799 München

Hinweise zu Texteingaben findet ihr auf:  
[www.parsimonie.de](http://www.parsimonie.de)  
[info\[youknowit\]parsimonie.de](mailto:info[youknowit]parsimonie.de)

Für den Inhalt der Texte (bzw. Fotos) sind die jeweiligen Autoren  
verantwortlich.

ISSN: 2194-1505

